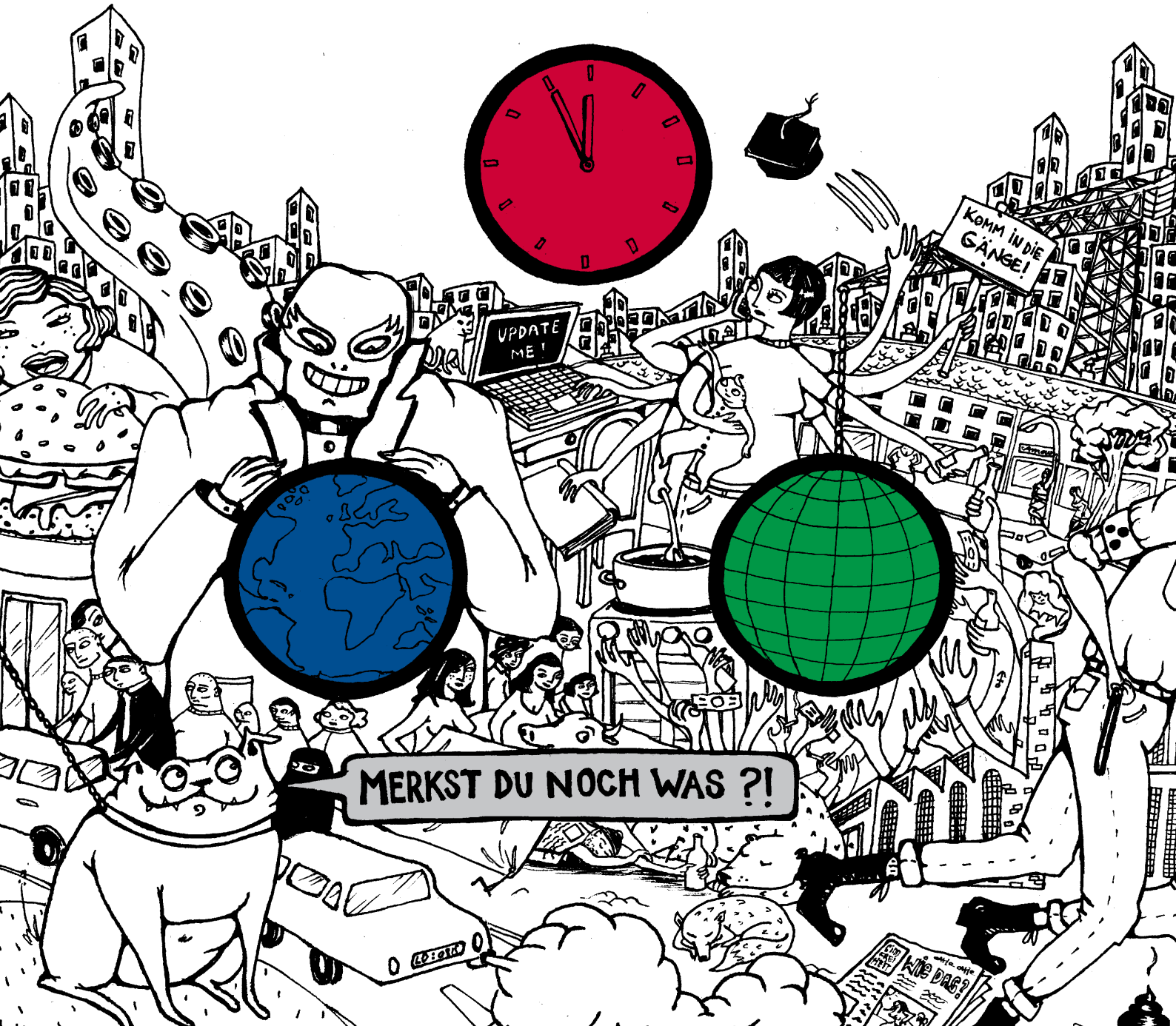
Erst-
semester-
ausgabe

Nr.59 Oktober 2009

Univativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin - Lesen. Wissen. Reden.



Inhaltsverzeichnis

» UNIVATIV 59 // OKTOBER 2009

» UMFRAGE

4 Univativ-Umfrage
Die großen Freuden der ganz Kleinen

» TITEL

5 Partizipationskultur an der Leuphana
Engagement in Zeiten von Bologna und Bezahlbildung

7 Bemerkt
„Jugend betet für Hamburg“ hilft Prostituierten im Hamburger Stadtteil St. Georg

9 Ungedanken
Obwohl unsere Kultur in Sex getränkt ist, tut man so, als würde man das nicht bemerken

» CAMPUS INSIDE

11 Leuphantastisch oder Leuphemistisch?
Die Universität Lüneburg – Hochschule im Wandel

12 100-Million-Dollar Baby

14 Davon merken wir nichts
Studiengebühren auf dem Prüfstand

15 Aufgemerkt!
Welche Steine auf dem Weg zum Master in BWL liegen

16 Going to the Cellar for a Laugh Again?
Then it’s Time for a Lesson in “AlterNative” Humor!

» LÜNEBURG

17 Neonazis in Lüneburg

» STUDENTEN AKTIV

19 „Eigentlich bin ich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu …“
Zeit sinnvoll verschwenden

20 Out of the Dark: Studium ist mehr als lernen!
Tritonus e.V. holt Talente ans Licht

21 Fragen der Wirtschaftsethik
Von Social Entrepreneurs und anderen Exoten

» GLOBETROTTER

23 Wir Kinder aus Växjö
Ein Semester in der Erasmus-Welt

24 Aufstand der Bitterfotzen
Maria Svelands wütende Abrechnung mit der Gleichberechtigung

26 Unterwegs von Genua nach Pisa
Wandern an der ligurischen Riviera

» ZEITGEIST

28 Richtig merklich Verliebt

30 Merkt ihr noch was?!
Geht nicht klar: Laut reden auf leisen Konzerten

31 Unendlich viele Zimmer

34 Nachrufe auf Walter Uka

35 Es wurde hell

35 Impressum

Editorial

Liebe Erstis,
Angepasst, gleichgültig, konzeptlos, beliebig, unpolitisch, unsolidarisch. Kopfüber habt ihr euch in einen Topf mit einer Studierendengeneration dieses Kalibers geworfen, schenkt man einer jüngst publizierten Studie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung Glauben. Noch vor zwanzig Jahren ein Hort produktiver Unruhe, von dem aus politische und kulturelle Anstöße ausgingen, hortet die Hochschule heute eher Apathie und die Studenten Zeit. Zeit, die sich von Workload in Kreditpunkte umrechnen lässt. „Bulimie-Lernen“ lautet das neoliberale Gebot der Stunde. Reflexion, kritisches Durchdringen des Stoffs und Weiter-Fragen an freiwillige Lektüre gelten als Zeitverlust und damit Berufshindernis (Wolfgang Lieb). Das ist aber nicht sehr nett, Herr Lieb! So schlimm kann es doch nicht sein?!

Weisen wir einmal den Finger auf uns selbst. Würden nicht alle darin übereinstimmen, dass ein politisch ungebundenes Hochschulmagazin in einer Gesellschaft, in der Medien ein zentraler Machtpfeilder sind und Information alles, eine wichtige Institution ist? Dafür ist die selbstständige Beteiligung schleppend und spärlich. Inhalte öffentlicher Informationsplattformen (Wikipedia ist noch ein Beispiel) entstammen zwar immer dem Engagement einiger weniger Freiwilliger, aber warum nutzen die Studierenden ihr Sprachrohr, für das sie finanziell selbst aufkommen, nicht mehr? Man bekommt den Eindruck, das die Leute thematisch weder Leidenschaften haben, die sie mit anderen teilen wollen, noch wenigstens etwas von Herzen hassen. Ist das Zeugnis einer Art „New Public Abgestumpftheit“? Der „Steppenwolf“ Harry bei Hermann Hesse nannte es die Ära des Zufriedenheits-Halb-und-Halb-Gottes, dem seine Mitmenschen huldigen und fragte sich: Merkt ihr noch irgendwas?

Was denn, Harry, sollen wir jetzt in überlebensgroßen Sektgläsern baden wollen, oder die Welt retten?

Das vielleicht nicht, dafür vielleicht der Umwelt mit etwas mehr Sensibilität begegnen. Wie das geht, zeigt uns Mirja Hammer, die bei den Experten dafür nachgefragt hat (UNIVATIV-Umfrage). Eine Bestandsaufnahme des studentischen Engagements an der Leuphana hat Sebastian Heilmann gemacht. Was im Hamburger Stadtteil St. Georg hinter der hippen Kulisse passiert, beleuchtet Susanna Andrick. Dass es gerade die Zwischentöne sind, die wir unterschätzen, mag in „Ungedanken“ aufgehen. Was man besser so früh wie möglich merkt, wenn man anfängt, hier BWL zu studieren, liest man in „Campus Inside“, ebenso wie von einem speziellen Fall von Zurückhaltung bei einem Thema, das alle angeht, nämlich bei der Verwendung von Studiengebühren. Wie man sich mehr Zeit für Dinge er-managed, die einem selbst und anderen gut tun, erklärt Katrin Motta in „Studenten Aktiv“. In dieser Rubrik gibt es auch noch weitere Hinweise darauf, ob sich Engagement lohnt. Ob Christina Hülsmann Schweden als bitterfotzig erlebt hat, steht in der Rubrik Globetrotter. Wie es ist, wenn man merkt, dass man anders liebt, erzählt unsere Kolumnistin in „Zeitgeist.“

Noch viele andere spannende und schöne Artikel gibt es in dieser Ausgabe der UNIVATIV. Es gibt sie also doch: Leute, die noch was merken. Die zur Belohnung Unbezahlten, die in allen möglichen Töpfen gleichzeitig Rührenden.

Sich beim Lesen aufrühren lassen, eintauchen, wünschen, die neue Stimme und der neue Blick der UNIVATIV:

Fabienne Erbacher und Susanna Andrick

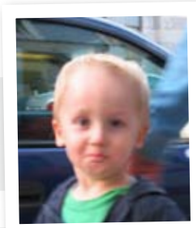
Univativ Umfrage

» Die kleinen und die großen Freuden

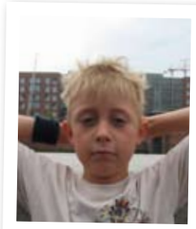
Eigentlich sind es ja die kleinen Dinge, die uns glücklich machen. Doch Manches scheint uns Großen doch zu banal zu sein, als dass wir uns darüber freuen würden. Zum Glück gibt es noch die Kleinen, die uns zeigen, worüber sie sich alles freuen können:

Damial, 8: *„Die Süßigkeiten und ‚Ice Age 3 - Die Dinosaurier sind los'. Der war cool!"*

Ramir, 7: *„Die Bonbons"*



Julius, 2: *„Die Raupe Nimmersatt. Im Buchladen."*



Malte, 7: *„Dass ich eine Woche bei Oma und Opa war."*

Timmy, 7: *„Wir sind in den Wald gegangen und haben einen Baumstamm ausgegraben und ihn dann kaputt gehauen. Das fand ich toll, weil ich das noch nie gemacht habe."*

Jorya, 3: *„Die Katze Charly."*

Celine, 7 (links): *„Dass meine Freundin Julie gekommen ist. Und dass wir jetzt noch ein Eis kriegen."*

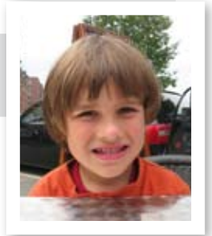
Julie, 7 (rechts): *„Dass ich heute mit Celine hier bin."*

Florian, 9: *„Dass wir heute mit dem Zug von Berlin nach Hamburg gefahren sind."*

Gabriel, 4: *„Uber die Stadtbusfahrt, weil da waren so große Sachen … Schiffe und Enten und so."*

Lawin, 4: *„Die Rutsche auf dem Spielplatz."*

Daniel, 3: *„Das Feuerauto"*



Felix, 8: *„Ich fand wie wir heute mit dem Schiff durch eine Strömungsschleuse gefahren sind. Und ganz nah an einem Containerschiff vorbei auch."*

Fotos und Recherche: Mirja Hammer

Partizipationskultur an der Leuphana

» Engagement in Zeiten von Bologna und Bezahlbildung

26. November 2008, 12 Uhr, Hörsaal 2: Die studentische Vollversammlung des Wintersemesters 2008/09 beginnt – nur wo sind die KommilitonInnen? Gerade einmal 50 Personen sind anwesend, wobei mehr als die Hälfte von ihnen für Studierendenparlament und Senat kandidieren. Die Vollversammlung ist laut Satzung der verfassten Studierendenschaft das höchste Gremium und damit kommt ihr eigentlich eine hohe Bedeutung zu. „Merkst du noch was?" lautet der Titel dieser Ausgabe. Wir wollen ganz konkret ergründen, warum die Teilhabe an Entwicklungsprozessen, egal welcher Couleur, abnimmt. Klimawandel und Weltwirtschaftskrise sollten doch eigentlich Demokratieverdrossenheit beiseite kehren und dazu anregen, „die Dinge selbst in die Hand zu nehmen", ODER?

Entwicklung des studentischen Engagements

Anstelle dessen lassen sich andere Entwicklungstendenzen beobachten, an der Leuphana, aber auch bundesweit. Der 10. Studierendensurvey der AG Hochschulforschung der Uni Konstanz aus dem Jahr 2008 und die 2006 erschienene Studie „Studium – und darüber hinaus?" der Hannoveraner Hochschul-Informations-System GmbH zeigen deutliche Veränderungen des studentischen Engagements. Mit 37% interessieren sich bundesweit deutlich weniger Studierende für klassische Politik als früher – 1983 waren es noch 54%. Immer noch engagieren sich rund zwei Drittel aller Studierenden zumindest gelegentlich, wenige jedoch in Bereichen, die eindeutig in die Kategorie „gemeinnützig" fallen.

Wenngleich ein stark ausgeprägtes Interesse an (studentischer) Hochschulpolitik traditionell eher gering und nur bei etwa 5–7% der Studierenden anzutreffen ist, ist in den letzten 15 Jahren zudem die Zahl der ‚Weltverbesserer' deutlich gesunken, während die Konventionellen und Ambivalenten heute die Zweidrittelmehrheit ausmachen. Die meisten Studierenden engagieren sich im (Hochschul-) Sport. Dieser ist nicht per se gemeinwohlbezogen. Ein hoher Prozentteil engagiert sich auch in Vereinen und Kirchen und damit außerhalb der Universität.

Gründe für die „Partizipationsabstinenz"

SoziologInnen wie bspw. Robert Putnam aus den USA können belegen, dass die Zahl der sozial Engagierten und der politisch Interessierten seit den 1960er Jahren beständig sinkt, gerade unter Studierenden und HochschulabsolventInnen. Warum setzen sich auch die Studierenden nicht für Ihre Belange ein? Tino Bargel, Initiator des Studierendensurvey sieht die vermehrte Teilnahmslosigkeit, Verringerung bei den Aktiven als auch beim Publikum der Hochschulpolitik, der Gestaltung und Entwicklung, der Abstinenz, der Einflussnahme und des Verzichts auf Interessenvertretung als Beleg dafür, dass für viele Studierende die Hochschule kein Lebensraum mehr ist, der sie angeht. Sie mögen sie als „Dienstleistungsunternehmen" ansehen, an dem sie nicht mitwirken, sondern nur als Kunden ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Angebot äußern. Gleichzeitig hat sich auch das Verhältnis der Befürwortung von Solidarität und Wettbewerb gewandelt. Heute sehen (vor allem männliche) Studierende Wettbewerb als etwas Notwendiges und Positives, während die Funktionen einer solidarischen Gemeinschaft nur noch von Wenigen als relevant erachtet werden. Diese Änderung der studentischen Haltung zur Hochschule hat sich vor allem im neuen Jahrtausend verschärft, nachdem sie sich in den 90er Jahren bereits abzeichnete.

Transformation: Mitgliedschaft ist OUT – Projekt ist IN

Die meisten Studierenden sind heute kurzfristig und punktuell aktiv, Mitgliedschaften, wie etwa in den Referaten des Allgemeinen Studierendenausschuss ‚AStA' oder die Leitung von Initiativen sind ‚out'. Engagement ist somit zum Projekt geworden, das man nach einer Weile abschließt um dann etwas Neues zu starten. Beispielhaft seien hier die Festivals Lunatic und RADAR genannt. Gegen freiwillige und ehrenamtliche Arbeit führen viele Befragte ein zeitintensives Studium und den Zwang zur Erwerbstätigkeit an. Auch Sorge um berufliche Aussichten dürfte einige dazu veranlassen, dem Studium Priorität einzuräumen. Der Vorteil von Projekten gegenüber der Förderung von festen und demokratischen Strukturen liegt auf der Hand. Demokratische Abstimmungsprozesse sind langwierig, komplex und kosten häufig Nerven, während Projekte eine klare Zieldefinition besitzen und der Weg dorthin meist nur operationalisiert werden muss. Wenn eine studentische Ordnung nach vier StuPa-Sitzungen und zahlreichen Ausschusssitzungen endlich verabschiedet ist, sind die Beteiligten eher froh, dass es endlich abgehakt ist, gleichzeitig ist die öffentliche Wirkung eher gering. Es drängt sich die Frage auf, wie die

studentischen Vertretungen und Gruppen damit umgehen. Alle kämpfen mit der Problematik von in Prä-Bologna-Zeiten gewachsenen Strukturen.

Positionen der „Funktionäre“
Bei einer Wahlbeteiligung von unter 30% stellt sich die Frage nach der Legitimität studentischer Funktionäre, wie etwa der SprecherInnen des AstA, des DSi (Dachverband der Studierendeninitiativen) und des DpI (Dachverband der politischen Initiativen), sowie der studentischen Senatoren. Dennoch stellen sie den Kern einer Gruppe aktiver Studierender dar, die im Gespräch zur Partizipationskultur an der Leuphana Stellung bezogen haben. Sie sind sich in einer

Studentische Funktionäre diskutieren Audimaxplanungen (Quelle: © E.K.Schubert/Leuphana)

Sache einig – ein Rückgang an Partizipation hat sich vollzogen in den vergangenen vier Jahren. „Es gibt nur noch einige wenige, die einen Hauptteil der Arbeit übernehmen. Das zeigt sich auch im AStA: das Öffentlichkeitsreferat und das Politikreferat stehen kurz vor der Auflösung.“ Ähnliche Positionen gab es in den vergangen Jahren auch in Fachschaften und Initiativen zu hören und zu beobachten.
„Leider erlaubt der straffe Zeitplan der Bachelor- und Master Studiengänge – die ja im wahrsten Sinne des Wortes ein Vollzeitstudium sind – kein großartiges Engagement mehr“, fasst DSi-Sprecherin Fides Brückner die hauptsächlichen Gründe aus Sicht der Studierenden zusammen. Der Blick in die Zukunft ist bei allen auch durchaus düster gezeichnet. „Wenn es keinen demokratischen Urknall an den Universitäten gibt, wird die politische Teilhabe mangels formaler Möglichkeiten und geringer Bereitschaft mitzuarbeiten, marginalisiert“, so Michèl Pauly, Mitglied der DpI-Geschäftsführung. Problematisch ist auch die stattgefundene Entwicklung der Funktionärspositionen – aber auch die der generellen Strukturen, in den vergangenen Jahren. Sie erfuhren durch das Engagement der Beteiligten eine starke Form der Professionalisierung, was nunmehr, in Bologna-Zeiten Bachelorstudierende mit einem niedrigeren Zeitkontingent davon abhält, diese Arbeit fortzuführen.

Ausblick
Abschließend ist zu sagen, dass die Aufnahme von Leitungspositionen daher dringend niedrigschwelliger werden muss. Gleichzeitig ist eine Flexibilisierung der Strukturen gefordert, um das heute eher projektbasierte Arbeiten zu ermöglichen und zu fördern, wobei eine Wahrung demokratischer Grundprinzipien Primärziel sein muss. Der neu gegründete DpI versucht einen zusätzlichen und flexiblen Anlaufpunkt zu bieten, aktiv in die Partizipation an studentischer Politik einzusteigen. „Wir müssen jetzt handeln und dafür sorgen, dass Partizipation und Meinungsäußerung auch in Zeiten des Bachelors leistbar bleibt, beziehungsweise wieder leistbar wird. Es müssen zusammen Konzepte in Zusammenarbeit der akademischen und studentischen Selbstverwaltung entwickelt werden, die Partizipation stützen und fördern“, so auch AStA-Sprecherin Philine Busch. „Ich halte es nach wie vor für unsinnig, den Studierenden einzureden, sie müssten im Schnellzug-Tempo ihr Studium durchlaufen. Das eine oder andere Semester mehr Studium, zum Beispiel um ins Ausland zu gehen oder sich ehrenamtlich zu engagieren [Anm. d. Aut.: möglich durch Aufnahme eines Teilzeitstudiums], ist nach meiner festen Überzeugung eine sehr gute Investition in die eigene Zukunft“, so Präsident Spoun. Gehen wir nun, positiv denkend, davon aus, es geht Herrn Spoun nicht nur um die eigene persönliche und berufliche, sondern auch um die Gemeinschaft. Nichtsdestotrotz bleibt am Ende, wie immer in diesem Kontext, nur der Appell „die Dinge selbst in die Hand zu nehmen“ und Veränderung nicht nur den Führungspersönlichkeiten zu überlassen, sondern dafür zu sorgen, dass wir alle gemeinsam Führungspersönlichkeiten werden.

Sebastian Heilmann
(Der Autor ist ehemaliger AStA-Sprecher)

Aus Versehen Interesse an der Mitarbeit in einer politischen Hochschulgruppe geweckt? Infos gibt es auf der Homepage der grünen Hochschulgruppe *www.uni-lueneburg.de/campusgruen* oder per E-Mail bei Jusos (*jusohsg.lueneburg@web.de*) und Linke.SDS (*linke.sds.lueneburg@gmx.de*)
Fragen zum Teilzeitstudium? erkundige dich doch z.B. hier: *www.leuphana.de/teilzeitstudium* oder persönlich im Infoportal in Gebäude 8, EG.

Bemerkt

» „Jugend betet für Hamburg“ hilft Prostituierten im Hamburger Stadtteil St. Georg. UNIVATIV spricht mit Gründer Olaf Engelmann über das brisante Thema.

UNIVATIV: Wie hat alles angefangen?
Olaf: Vor vier Jahren haben wir zu dritt eine Gruppe gegründet: „Jugend betet für Hamburg“. Die durchschnittlich 20 jugendlichen Teilnehmer kommen aus verschiedenen Kirchengemeinden und setzen sich für die Stadt ein, indem sie jede Woche gemeinsam beten. Wir glauben, dass Gott Lösungen kennt, auf die wir gar nicht kommen können. Von Anfang an sind wir auch zu verschiedenen Orten in Hamburg gegangen, um zu sehen, was in unserer Stadt passiert. Wir wollten nicht einfach nur in unserem stillen Kämmerlein sitzen. Anfang 2008, also zweieinhalb Jahre nach der Gründung von „Jugend betet für Hamburg“, sind wir auf St. Georg gestoßen.

UNIVATIV: Was habt ihr dort gesehen?
Olaf: Wir haben gemerkt, wie groß das Areal der Prostitution dort ist, wie es gegliedert ist und wie die Hotels funktionieren. Dass es keine normalen Hotels sind, in denen man seinen Urlaub verbringt, sondern Stundenhotels, wo die Frauen mit ihren Freiern zu Spottpreisen hin gehen können. Jeder von uns war bewegt von dem, was er gesehen hatte. Wir haben uns dann entschieden, regelmäßig nach St. Georg zu gehen. Erst einmal im Monat, mittlerweile alle zwei Wochen. Ende 2008 haben wir begonnen, den Frauen in der kalten Jahreszeit Tee und Kakao anzubieten. Sie waren sehr dankbar dafür, weil sie dort stehen und frieren. So sind wir in Kontakt gekommen und haben erfahren, wie ihre Umstände sind, warum sie dort stehen und woher sie kommen.

UNIVATIV: Was für Frauen arbeiten dort?
Olaf: Wie sich herausgestellt hat, gibt es relativ wenige Frauen, die dort stehen, um eine Drogensucht zu finanzieren. Der größte Teil arbeitet dort, um ihre Familien durchzubringen. Die meisten kommen aus den armen Ostblockländern für drei Monate nach Deutschland – so lange, wie ein Touristenvisum geht. So können sie legal hier sein, aber die Prostitution ist illegal, weil sie kein Gewerbe angemeldet haben. Nach drei Monaten fahren sie mit dem verdienten Geld zurück in ihr Land, geben das Geld ihren Familien und kommen dann wieder für drei Monate nach Deutschland.

UNIVATIV: Wie kommen sie in die Prostitution?
Olaf: Es gibt Männer im Hintergrund, die diese Frauen in die Prostitution hinein führen. Der Schritt in die Prostitution ist sehr, sehr groß. Meistens ist es so, dass die Frauen schon viel Missbrauch in ihrem Leben erfahren haben, aber es gibt auch das Phänomen der Loverboys. Der Begriff kommt aus Holland und bezeichnet junge Männer, die einen Blick für Mädchen mit geringem Selbstwertgefühl haben. Auf sie geht der Loverboy dann gezielt zu und umgarnt sie. Wie jemand, der verliebt ist, lädt er sie zum Essen ein. Und dann lockt er die Mädchen mit einem Job in einem anderen Land, z.B. als Kellnerin. Sie folgen ihm vertrauensvoll über die Grenze und sobald sie in dem Land sind, fällt die Maske, die der Loverboy die ganze Zeit getragen hat: In den meisten Fällen vergewaltigen sie die Frauen, um deren Hemmschwelle vor der Prostitution zu brechen. Die Männer selbst bezeichnen das perverser weise als „Ausbildung“ der Frauen. Die Loverboys fahren dann zurück in ihr Herkunftsland und gehen auf die Suche nach neuen Opfern.

UNIVATIV: Was genau machen die Leute von „Jugend betet für Hamburg“ in St. Georg?
Olaf: Unser Anliegen ist in erster Linie, die Frauen als Menschen und nicht als Objekte zu sehen. Von den Männern werden sie nur als Objekte der Lust gesehen und wie Ge-

Foto: Olaf Engelmann (30) ist ehrenamtlicher Leiter der Gruppe „Jugend betet für Hamburg“ Fotonachweis: Micha Drögemüller

brauchsgegenstände benutzt. Wir wollen den Frauen zeigen, dass sie wertvoll sind und wenn möglich, helfen wir ihnen aus der Prostitution heraus. Aber das ist ein langer Prozess, da die Frauen durch den Missbrauch nur langsam Vertrauen aufbauen können. Es gibt Frauen, zu denen wir schon fast ein Jahr gehen, die zuerst abweisend waren und nicht mit unseren Mädchen reden wollten. Sie öffnen sich stückweise und erzählen, was sie erlebt haben. Manchmal weinen Mädchen von uns mit ihnen über die Schmerzen, die sie erlebt haben. Dadurch fühlen sich die Frauen nicht mehr allein, sie merken, dass es Leute gibt, denen sie sich anvertrauen können.

UNIVATIV: Mit was für einer Motivation geht ihr nach St. Georg?
Olaf: Der Grund, warum ich das mache, ist mein Glaube. Ich glaube, dass ich mit Jesus reden kann wie mit einem guten Freund. Wenn man die Bibel liest, insbesondere die Evangelien im Neuen Testament, ist es erstaunlich, wie oft Jesus mit Prostituierten zusammen war. Er hat sich sehr viel in Frauen investiert, hat sie immer wieder aufgefangen und ihnen Gutes getan. Meine Motivation ist also, dass ich mir Jesus als Vorbild genommen habe. Wenn wir es in St. Georg als Menschen versuchen würden, würden wir schnell entmutigt aufgeben. Aber die Liebe, die Jesus vorgelebt hat, gibt uns Kraft. Es ist unser Wunsch, dass die Frauen erleben, dass diese Liebe ihr Herz verändert, sie seelisch heilt und befreit von all dem Dreck. Das ist es nämlich, was selbst Frauen erzählen, die „nur“ eine versuchte Vergewaltigung erlebt haben: Sie fühlen sich schuldig und schmutzig. Missbrauch beschränkt sich auch nicht nur auf Körperlichkeiten, verbaler Missbrauch kann ebenso dazu führen, dass sich die Frauen wertlos fühlen.

UNIVATIV: Fällt dir dazu ein Beispiel ein?
Olaf: Ein Mädchen hat mir vor Kurzem voller Stolz erzählt, dass sie nicht mehr in St. Georg arbeitet und, dass sie in ein paar Wochen bei McDonalds anfangen kann. Sie ist 19 und hatte vor ein paar Wochen ihre Drogentherapie beendet. Am nächsten Tag habe ich sie wieder getroffen, da war ihr Verhalten aggressiv und sie war angetrunken. Als ich sie begrüßt habe, hat sie mir erzählt, dass sie wieder anschaffen war. Eine sogenannte Freundin hatte sie dazu überredet. Da war mir sofort klar, warum sie so anders war als am Tag zuvor: Das waren einfach der tiefe Schmerz, die Scham und die Enttäuschung über sich selbst, die sie betäuben musste. Am Tag darauf haben wir sie wieder getroffen, sie war nüchtern und wir konnten den ganzen Abend mit ihr verbringen. Wir sind mit ihr essen gegangen und konnten eine entspannte Zeit zusammen verbringen, in der sie wie selbstverständlich in unsere Gruppe aufgenommen wurde.

UNIVATIV: Was passiert seelisch mit einer Frau, die mit einem Freier schläft?
Olaf: In dem Augenblick schaltet die Frau ihre Emotionen total ab. Und das muss sie. Wer ein bisschen von Frauen versteht, weiß, wie schwer das für sie sein muss. Manche brechen darunter zusammen und betäuben ihre Gefühle mit Drogen. Es gibt Zuhälter, die diese Frauen auf die Straße jagen und manchmal sogar umbringen, weil sie dann keinen Nutzen mehr haben. Sie werden wegen ihrer Gefühle getötet, weil diese Frauen zugelassen haben, dass ihre Seele wieder spricht.

UNIVATIV: Was habt ihr für Zukunftspläne?
Olaf: Das langfristige Ziel ist es, ein Haus zu haben, in dem man Leuten heraus helfen kann. Eine Oase, in der sie auch seelisch zur Ruhe kommen können. Wir wünschen uns auch, dass wir mit Betrieben in Hamburg und in den Heimatländern der Frauen zusammenarbeiten können, die es ihnen ermöglichen, auf humane Art ihr Geld zu verdienen. Die Frauen sollen lernen und verstehen, dass sie kostbar sind und das Recht haben, „nein“ zu sagen. Außerdem sollen sie einen normalen Umgang mit Männern kennen lernen. Ältere Männer können für die Frauen – fern von sexuellen Forderungen – wie Väter sein, die sie als Mädchen nie hatten. Dadurch können die Frauen ein neues Selbstwertgefühl aufbauen, das den Heilungsprozess unterstützt.

UNIVATIV: Möchtest du noch etwas sagen?
Olaf: Eine Schätzung der UN geht davon aus, dass es weltweit 27 Millionen Menschen gibt, die in moderner Sklaverei leben. Ein großer Teil davon sind auch Frauen, die in der Sexindustrie arbeiten müssen. Der Menschenhandel hat schon den Drogenhandel abgelöst und ist auch kurz davor, den Waffenhandel abzulösen. Da sieht man, was für eine Finanzkraft dahinter steckt und wie lukrativ das Geschäft ist. Ich würde jeden herausfordern, sich mit dem Thema zu beschäftigen. *Das Interview führte Susanna Andrick*

In Hamburg sind nur die Süderstraße und die Reeperbahn für Prostitution frei gegeben, nicht St. Georg. Deutschlandweit gehen pro Tag ca. zwei Mio. Männer zu Prostituierten mit Gewerbeschein, die Dunkelziffer liegt sehr viel höher. Die Preise beginnen auf der Reeperbahn bei 50€, in St. Georg bei 30€. Der durchschnittliche Verdienst einer Prostituierten in St. Georg liegt bei 180€ pro Tag. Wenn die Frauen aus ihrem Heimatland verschleppt wurden, müssen sie das ganze Geld an ihre Zuhälter abgeben, ansonsten zwischen 30 und 50%.

Filmtipp: „Human Trafficking – Menschenhandel“
Buchtipp: „Menschenhandel: Sklaverei im 21. Jahrhundert“ von E. B. Skinner

Ungedanken

» Obwohl unsere Kultur in Sex getränkt ist, tut man so, als würde man das nicht bemerken

Ist endlich die Zeit gekommen, in der ernsthaft und mit Augenzwinkern über Sex und Pornografie geredet werden kann? „Nein, es ist immer noch schwierig für Leute, über Sex zu sprechen“ sagt Ann-Marlene Henning, eine zertifizierte Sexologin mit eigener Praxis in Hamburg-Eppendorf und lehnt sich auf ihrem Sofa zurück. Gemütlich ist es hier. Eigentlich passen pikante Themen hier gut hin. Und diese kompetente Frau vor der rot gestrichenen Wand nimmt mit ihrem Esprit und Humor doch jedem die Hemmungen?! Doch die meisten Leute rücken mit ihrem eigentlichen Problem erst fünf Minuten vor Ablauf der Beratungsstunde raus. „Dann wissen sie, sie haben es gesagt, müssen aber jetzt noch nicht weiter drüber sprechen. Lieber in der nächsten Stunde.“ Sexologe, was ist das eigentlich? „In Dänemark ein Begriff wie Zahnarzt, hier kennt das kaum einer.“ Ann-Marlenes Heimatland ist ja auch immerhin das ‚Pornoland‘; das erste, in dem Pornofilme frei gegeben wurden. „Sind wir Dänen wahnsinnig stolz drauf,“ lacht sie ironisch.

Sexologen beraten zum Thema Sexualität und Partnerschaft. „z. B. Frauen, die sich fragen, ob mit ihnen etwas nicht stimmt, weil sie beim Sex nicht zum Orgasmus kommen oder sich schämen, sich anzufassen. Das kann damit etwas zu tun haben, welches Verhältnis ihnen als Mädchen zu ihrem Geschlecht anerzogen wird. Mädchen sollen primär gefallen, das Geschlecht ist ihnen verborgen. Jungs haben ihr Geschlecht immer im Blick und sogar oft in der Hand, das wird so akzeptiert. Süß, wenn der Kleine im hohen Bogen in die Büsche pinkelt. Mädchen hören ‚Pass auf, wenn Du zur Toilette gehst, wisch Dich so-und-so ab, sonst kommen da Bakterien ran, es ist schmutzig, fass’ Dich da nicht an!‘“
Beratung zu dem Thema ist offensichtlich von Nöten - dass es für weibliche Masturbation keine umgangssprachlichen Bezeichnungen gibt, ist ein Indikator dafür, dass mit dem Thema einfach gar nicht umgegangen wird. Männer ‚würgen die einäugige Schlange‘ oder ‚kochen sich ihr eigenes Süppchen‘ während Frauen ... äh ... ‚sich einen runterholen‘? Irgendwie ein Ungedanke.
Das Thema Pornofilme ist noch schwieriger: Jeder kennt sie, keiner guckt sie. Wer in der Wissenschaft etwas werden will, forscht nicht darüber. Denn wer über Pornographie forscht, so wird schnell vermutet, sucht nur eine Ausrede, um sich viel davon anzuschauen. Akzeptiert ist es nur, wenn es um Jugendschutz geht. Doch obwohl ein Porno-Bildausschnitt auch mit geschultem Auge kaum von einem aus Shampoo- oder Sonnencremewerbung zu unterscheiden ist und ein Rhianna-Video nicht von einem Promostreifen für SM-Bekleidung, kommt niemand auf die Idee, Leuchtreklame an Bushaltestellen mit einem ‚Nur ab 18‘- Aufsteller zu verdecken oder vor Musiksender eine Kindersperre zu schalten. „Steamy“ ist der kulturell kodierte Begriff von Sex, der durch die Medien vermittelt wird, aber sich nur selten in den Schlafzimmern spiegelt. Dampfend-heiß das Video zu ‚Lady Marmelade‘ aus Moulin Rouge. „Das ist Sex pur. Muss nicht unbedingt Frauen unterdrückend sein, die haben

Ann-Marlene Henning (r.) berät in Fragen zu Sexualität, Liebe und Beziehung. Ernsthaft und mit Augenzwinkern. www.doch-noch.de

einen Wahnsinnsspaß dran und persönlich finde ich es toll, solche heiße Wäsche zu tragen. Schwierig ist, wenn das eine Zwölfjährige sieht, die dann denkt ‚ach, so muss ich sein als Frau'? Die Sexualität erwacht immer früher, die sehen das schon mit 7, wenn sie ins Wohnzimmer kommen und der Spot läuft."
Das, was Ann-Marlene als Kind noch kichernd in einem Heft unter der Kommode bei Freunden in einem Schmuddelheftchen fand, sehen Kinder und Teenager heute live auf dem Bildschirm, wann sie wollen. Sperren hin oder her.
„Ob das Realität oder Fantasie ist, kann nur ein Mensch beurteilen, der eigene Erfahrungen hat." Ann-Marlene findet, „Beziehung" sollte ein Fach in der Schule sein wie Mathe oder Deutsch. Wie man mit dem Partner respektvoll umgeht und einander zuhört. Leute wissen nicht genug über den ‚kleinen Unterschied' von Mann und Frau. Die Rede ist hier vom größten Geschlechtsorgan, dem Gehirn. Der Unterschied misst nur ein Prozent, aber das hat es in sich. „Männer haben größere sexuelle Bereiche im Gehirn, vor allem visuelle Bereiche, deshalb kommen Pornos so gut bei Ihnen an. Sexualität, die Frauen gefällt, gibt es nur in sehr wenigen Filmen." Corinna Rückert, eine Angewandte Kulturwissenschaftlerin, hat 2000 in Lüneburg zu diesem Thema promoviert. Für ihre Dissertation ‚Frauenpornographie, Pornographie von Frauen für Frauen, eine kulturwissenschaftliche Studie' erhielt sie ein ‚magna cum laude' von Doktorvater Prof. Faulstich aus dem hiesigen Institut für Angewandte Medienforschung. Rückert erforschte, was Frauen an Pornos mögen und drehte zum Abschluss selbst einen.
Wo fängt also weibliche Erregung an? John Gray, der Autor von „Men Are from Mars, Women Are from Venus" nähert sich, indem er die Gegenfrage stellt: Warum fängt sie oft gar nicht erst an? Er führt aus, dass mangelndes Wissen über den Hormonhaushalt des Partners oder der Partnerin eine primäre Quelle von Streit in der Beziehung darstellt. Stress ist hierbei das Schlüsselwort, Cortisol das zugehörige Hormon. Bei Männern ist das ‚Gegengift' dazu Testosteron. Es hilft dabei, sich auf eine Sache zur Zeit zu konzentrieren, wie z.B. ein fliehendes Beutetier. Bei Frauen wirkt Oxytocin gegen Stress, das Hormon, das auch beim Stillen eines Kindes dabei hilft, zu sagen ‚Hier ist es schön, hier bleibe ich'. Am Ende eines Arbeitstages, der von beiden Geschlechtern als ‚normal stressig' einkategorisiert wurde, hat die Frau ungefähr die zweifache Menge an Cortisol produziert. Die Testosteronreserven eines Mannes sind nach einer halben Stunde schuldfreiem Sitzen auf dem Sofa, während er mit seinem Auge Dinge auf einem Bildschirm fixieren kann, die sich hin und herbewegen, schnell wieder aufgefüllt. Testosteron sagt jetzt: ‚alles andere kann bis morgen warten'. Und bringt das Stress-Hormon Cortisol in den Keller. Frauen kommen nach Hause, Oxytocin-entleert und voll mit Stress (Cortisol): ‚Ich muss noch ..., und ...' – die unendliche To-Do Liste im Kopf. Frauen sind dafür ‚gemacht', an viele Dinge gleichzeitig zu denken (Multi-Tasking), nur kommt sie in modernen Zeiten mit neuer Aufgabenverteilung nicht mit der Oxytocin-Produktion hinterher. Was ihr hilft: Zum Beispiel über Probleme sprechen. (Oxytocin steigt!) Männer wiederum bekommen wohlige Testosteronschübe, wenn sie welche lösen können. Scheint auf den ersten Blick perfekt zu passen. Nur dass es zu 70% der Probleme, die Frauen haben, gar keine Lösung gibt und sie auch keine wollen („Was für ein Stau! Wieso sind hier schon wieder so viele Autos?!"). Männer fühlen sich dann in ihrem Selbstwertgefühl gekränkt („Was soll ich denn dabei machen?!").
Was hat das Ganze mit Sex zu tun? Männer brauchen dafür Testosteron und der Oxytocinspeicher von Frauen muss zu 80% gefüllt sein, damit sie überhaupt Lust spüren (100% macht einen Orgasmus erst möglich) und beim Sex nicht an alles mögliche andere denken (‚Oh Mist, Brot kaufen vergessen ... sehe ich eigentlich gerade fett aus?...')
Also ist das Miteinander in der Partnerschaft quasi ein ständiges Vorspiel.

Aber Moment Mal, heißt das jetzt, Frauen sollten lieber wieder zu Hause bleiben weil sie mit dem Stress nicht so gut klar kommen und Männern sollte man bei der Arbeit erlauben, zur Entspannung Pornos zu schauen? Weiß nicht jedes halbwegs politisch korrekte Kind in der Grundschule schon, dass Geschlecht nur von der Gesellschaft konstruiert, Verhaltensweisen anerzogen und im Grunde alle völlig gleich sind?
Im Gegenteil: Ann-Marlene ist wieder zwei Schritte voraus: „Erstens: Neueste Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass wir gar nicht sagen sollten es gibt nur zwei Geschlechter, sondern auch jede Menge Zwischentöne. Dann wäre jemand, auf die Spitze getrieben, zu 80% Mann und zu 20% Frau, das hängt von der Hormonkonstellation ab. Es ist erwiesen, dass Lesben oder Schwule andere Hormonkonstellationen haben. So dass ein ‚typisch' schwuler Mann, wenn ich das so vereinfachend sagen darf, sehr viel größere weibliche Anteile hat und andere, eher weibliche Hormonkonstellationen im Hirn. Zwischen Mann und Frau gibt es also einen weichen Übergang, da spielen viele Faktoren mit rein - Gesellschaft, Verhaltensweisen, etc. Zweitens: Nicht die Frauen müssen zu hause bleiben, sondern wir alle müssen uns auf die neuen Anforderungen umstellen! Und das bedeutet in erster Linie mehr Wissen über die Gegebenheiten und über die Unterschiede."

Mehr Forschung dazu wäre also gut. Oder ein wenig ‚Beziehung – Möglichkeiten und Grenzen' in der 9. Klasse. Bis dahin bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als zu reden und zuzuhören – dem Partner und uns selbst.

Leuphantastisch Oder Leuphemistisch?

» Die Universität Lüneburg – Hochschule im Wandel

Die „Leuphana", ein strahlender Leuchtturm der Veränderung, ein wahrer Beitrag für die Zivilgesellschaft des 21. Jahrhunderts, oder doch nur eine weitere ökonomisierte Hochschule? Die mittelgroße norddeutsche Hochschule polarisiert die Gemüter. Im Jahr 2005 ist sie aus einer Fusion von Fachhochschule Nordostniedersachsen und Universität Lüneburg hervorgegangen.
Nach einem Jahr Übergangsphase galt es eine neue Hochschulleitung zu finden, welche der modellhaften Hochschule Leben einhauchen sollte. Durch ein Head-Hunting konnte Dr. Sascha Spoun von der Elite-Hochschule St. Gallen engagiert werden. Der jüngste Hochschulpräsident Deutschlands holte sich seinen Kollegen Holm Keller zur Verstärkung an die Seite. Beide entstammen dem Umfeld des Beraterkonzerns McKinsey. Mit brachten die beiden ein Konzept für eine Universität neuen Statuts. Spoun installierte in St. Gallen bereits ein neuartiges Konzept zur Einführung von Bachelor- und Master-Studiengängen, welches zu großen Teilen auch in Lüneburg Anwendung finden sollte. Humanismus, Nachhaltigkeit und Handlungsorientierung stellen die Leitlinien des neuen Modells dar. Studieren und Forschen an der Leuphana will Neugier wecken und Verantwortung leben. (Beides auch zentrale Ziele bündnisgrüner Forschungspolitik.) Die Universität will sich als Teil der Gesellschaft begreifen und mit dieser gemeinsam die Zukunft des 21. Jahrhunderts gestalten. Die schwarz-gelbe Landesregierung Wulff scheint überzeugt. Es fließen nun einige Millionen mehr nach Lüneburg als noch vor 2005.
Doch wie sieht es hinter den Hochglanzbroschüren aus? Am Standort Suderburg ist das Modell bereits nach zwei Jahren gescheitert. Die Bauingenieure verlassen die Uni in Richtung FH Wolfenbüttel, der Leuphana-Bachelor nehme den Raum für Fachlichkeit, hört man aus Suderburg. Lebt die Leuphana ihre Orientierung hin zu einer kritischen und diskursoffenen Hochschule? KritikerInnen, ein großer Teil aller vier Statusgruppen, weisen auf eine intransparente Informationspolitik hin. Partizipation finde nur im Rahmen von Konsultationen statt, eine demokratisch legitimierte Stimme haben die Beteiligten meist nicht. Zivilgesellschaft lebt aber gerade von der Einbindung der verschiedenen AkteurInnen. Zudem dürfe sich eine Universität nicht an betriebswirtschaftlichen Maßstäben ausrichten, sich zur ‚Marke machen' und damit Bildung unausweichlich zur Ware ‚verkommen' lassen.
Ideologisch verhaftet sei die Kritik. Die Hochschule müsse, um Überleben zu können, nun einen ‚leap of faith' wagen, heißt es häufig aus dem Präsidium. Ist die Orientierung an Wirtschaftlichkeit nicht auch ein politischer Akt, oder gar

Deutschland blickt hoffnungsvoll auf „Leuphanien"

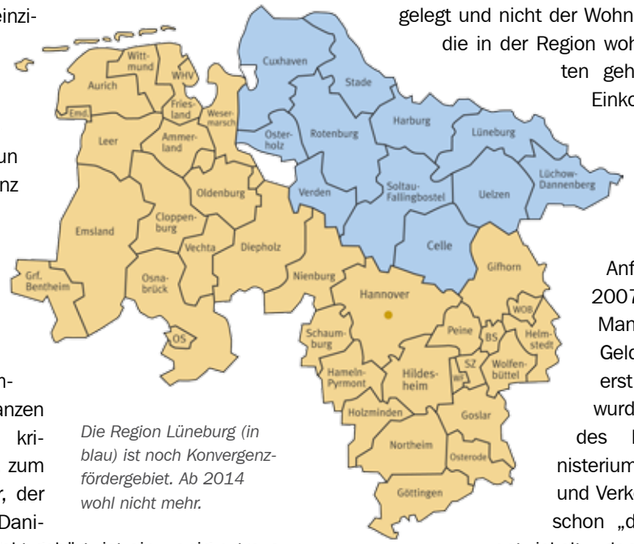
ein ideologischer, wird entgegnet? Wie kann das Wissenschaftsideal der Leuphana die Zivilgesellschaft erleuchten, wenn es an der Hochschule nicht gelebt wird? „Hier entsteht etwas Spannendes" sagte Angela Merkel, als sie Lüneburg im Rahmen ihrer Bildungsreise besuchte. Es bleibt hoffnungsvoll spannend, in „Leuphanien".

Sebastian Heilmann
(Der Autor studiert Umweltwissenschaften an der Leuphana Universität Lüneburg, ist ehemaliger Sprecher des AStA und Gründungsmitglied der Hochschulgruppe campus.grün Lüneburg)

100-Million-Dollar Baby

Die Leuphana kommt groß raus: Der „Innovations-Inkubator," ein gemeinsames Entwicklungsprojekt des niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur und der Leuphana, erhält 64 Mio. Fördergeld von der EU. Da diese sich mit maximal ¾ der Gesamtkosten an solchen Projekten beteiligen kann, hat das Land Niedersachsen 22 Mio. Euro zur Verfügung gestellt, die Uni nochmal 12,5 Mio „zu erwirtschaftende Mittel". Die Uni steuert also den Betrag in „Naturalien" bei. Berechnet wird, was die zur Verfügung gestellte Infrastruktur und das Personal etc. kosten würden und rechnet das in einen Geldbetrag um.

Der Förderbetrag der EU ist der höchste, den jemals eine Hochschule für die Regionalentwicklung bekommen hat. Diese glanzvolle Information von der Leuphana-Webseite wird ein wenig relativiert, wenn man bedenkt, dass wir gleichzeitig die einzige Hochschule sind, die jemals überhaupt Geld aus einem Fond für Regionalentwicklung bekommen hat. Sascha Spoun sieht darin eine Konsequenz der Neuausrichtung der Leuphana Universität und des Engagements aller Universitätsmitglieder.



Die Region Lüneburg (in blau) ist noch Konvergenzfördergebiet. Ab 2014 wohl nicht mehr.

In der Tat werden nun wahrscheinlich mehr Stimmen, die bisher dem ganzen Neuausrichtungsprozess kritisch gegenüber standen, zum Schweigen gebracht. Klar, der Campus der Zukunft von Daniel Libeskind, der zum Projekt gehört, ist ein wenig extravagant, aber wenn es ein öffentlicher Träger zahlt, der hinterher keine Ansprüche an die Nutzung stellt, warum nicht? Das schöne Gebäude wird noch leuchten und sich selbst mit Energie versorgen, wenn die letzten Kritiker längst nicht mehr an der Uni sind.

So direkt kann man die Bonhomie der EU Kommission allerdings nicht auf eine besonders gute Hochschulpolitk zurück führen. Das Geld kommt aus dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE). Dieser Fond ist Teil des EU-Strukturfonds der Periode 2007-2013 über insgesamt 1 Mrd. für die Region Lüneburg. Diese ist als „Ziel 1-" oder auch „Konvergenzfördergebiet" eingestuft. Das heißt, hier erhalten die Einwohner sehr viel mehr Gelder als die der übrigen Regionen der EU. Dies liegt daran, dass die Wirtschaftsleitstung pro Kopf unter 75% des Durchschnitts der „alten" – aus 15 Ländern bestehenden – EU liegt. Das Gebiet soll wirtschaftlich konvergieren, sich also an die Leistung der anderen Gebiete annähern und wird deshalb besonders gefördert.

Es ist das einzige in Westdeutschland, sonst sind nur einige neue Bundesländer so schwach. Aber geht es uns hier wirklich so schlecht? Davon merkt man doch eigentlich gar nichts!

Die dramatische Wirtschaftslage ist zum Teil der Berechnungsmethode verschuldet. Bei der Berechnung der Wirtschaftsleistung pro Kopf wird der Arbeitsort zu Grunde gelegt und nicht der Wohnort. Da sehr viele Leute, die in der Region wohnen, in Hamburg arbeiten gehen, ist das verfügbare Einkommen wesentlich höher als die Einstufung nahe legt.

Die Förderung des Projekts war schon am Anfang der Förderperiode, 2007, im EFRE eingeplant. Man fragt sich, warum die Gelder für die Leuphana erst jetzt endgültig bewilligt wurden. In einer Broschüre des Niedersächsischen Ministeriums für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr vom Juli 2007 stand schon „die Universität Lüneburg entwickelt den Innovations-Inkubator Lüneburg weiter". Man kann sich schon vorstellen, dass es lange dauert, 16 Teilmaßnahmen mit international besetzten und transdisziplinär ausgerichteten „Kompetenztandems" zu planen und die Fördergelder bewilligen zu lassen, zumal die Transparenz der Förderpraxis der EU sehr zu wünschen übrig lässt. Dies ist allerdings ein allgemeines Problem. Nun bleibt die Frage, ob das höchst komplexe und ambitionierte Projekt in der Zeit, die noch bleibt, überhaupt zu bewerkstelligen ist. 120, zum Teil internationale, Wissenschaftler sollen rekrutiert werden, sich hier orientieren und angesichts der Rekordförderhöhe überdimensionale Erwartungen erfüllen, was den Nutzen für die regionale Wirtschaft angeht. Weitere Teilmaßnahmen sind Existenzgründungsprojekte, Transfer- und Innovationsassistenten und Aufbau von Management- und Beratungskapazitäten. Deutlich wird, es geht viel um Beratung und Wissenstransfer. Damit wird auch lautstark geworben. Dadurch, dass die EU mitsamt kompetenter und engagierter Beratungsstellen zur Förderung schon 2007 angefangen hat, solcherlei Projekte zu fördern, können sich allerdings hier angesiedelte Firmen in letzter Zeit vor lauter kostenlosen Weiterbildungsangeboten und Beratungen kaum mehr retten. Die UNIVATIV zog im Juni 2009 mit der Redaktion in das aufgelöste Büro von UNICON, der ehemaligen studentischen Unternehmensberatung der Leuphana, um. Auf jeden Fall muss die Leuphana in ihrem Spezialgebiet „Nachhaltigkeit" jetzt alles geben, was sie hat. Rein finanzierungstechnisch ist der Inkubator nämlich ein Strohfeuer. Wenn die Bedarfe ab 2014 neu berechnet werden, kann von Rekordsummen für die Region Lüneburg nur noch geträumt werden. Mit den 12 neuen EU-Ländern wird das BIP nämlich durchschnittlich viel niedriger. Ab dann müssen die neu gegründeten Firmen allein auf den Beinen stehen und Maßnahmen sich von selbst finanzieren, denn eine Anschlussfinanzierung seitens der EU wird es mit großer Wahrscheinlichkeit nicht geben.

Die Leuphana tut derweil, was in ihrer Macht steht und lockt mit Drittmitteln internationale Spitzenforscher nach Lüneburg. „Bedeutende Forscherinnen und Forscher arbeiten künftig mit der lokalen Wirtschaft zusammen", „Ein Meilenstein auf dem Weg zur führenden Einrichtung für anwendungsorientierte Wissenschaft und Etablierung internationaler Spitzenforschung" sind die mots du jour.

Man weiß allerdings nicht, ob die vermehrten Einnahmen aus Drittmitteln nur positiv zu werten sind. Allgemein verzerren sie den hochgelobten „Wettbewerb" zwischen Hochschulen um den „Kunden" Student zugunsten großer Hochschulen in oder nahe attraktiven Städten und Ballungsräumen. 100 Millionen sind super, aber wollen wir durch einen Innovations-Inkubator „im Wettbewerb mit anderen Hochschulen um Studierende und Wissenschaftler besser aufstellen"? Täte dies, zumindest was die Studenten anbelangt, nicht auch ein Standortvorteil durch weniger Gebühren? Überhaupt ist bei den Parolen dieser Tage verdächtig häufig von Spitzenforschung und gar nicht von Spitzenlehre die Rede.

Wenn man die Inkubator-Webseite danach befragt, was bei 120 Wissenschaftlern für Seminare und Vorlesungen für die Studenten heraus springen, bieten sich dafür genau 2 der 16 Teilmaßnahmen des Inkubators an. Im „Leuphana College" sollen *„die im Rahmen des Komplementärstudiums vorgesehene Gastprofessur sowie die weiteren im Rahmen der Teilmaßnahme Leuphana College vorgesehenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler" folgende Maßnahmen „initiieren und begleiten":*

1. „Leuphana Tandems": kleine Forschungs- und Praxisprojekte in Kooperation mit Studierenden verschiedener Fachsemester und mittelständischen lokalen Unternehmen im Rahmen des Komplementärstudiums

2. „Klub der Partnerorganisationen": Die direkte Verbindung von Lehre und Praxis, mit dem gemeinsame praxisorientierte Lehrangebote und Lehrforschungsprojekte entwickelt werden können

Also keine Seminare, sondern Klubs und Tandems. Und in der „Graduate School?"

„Die Gastprofessuren sind (damit) nicht in der Lehre tätig, stoßen aber (...) zusätzliche und für die Zielregion relevante Studienformate in der Graduate School an. Sie haben zum Anderen „die Funktion, mit ihrer externen wissenschaftlichen Kompetenz dabei behilflich zu sein, jene Masterstudierende und Doktoranden an der Leuphana zu identifizieren, die im internationalen Maßstab als High Potentials gelten."

Ist das nicht einfach nur eine andere Bezeichnung von „Klub"?

„Im weiteren Verlauf des Ausbaus der Graduate School werden durch diese Teilmaßnahme mittelstandsorientierte Forschungsgastprofessuren gefördert, die wirtschaftsrelevante Fragen für die Region bearbeiten werden."

Merke: Forschungsprofessuren ungleich Lehrprofessuren

„Insgesamt soll der Einsatz von Gastprofessuren in der Graduate School zu einer zusätzlichen Ausrichtung des Master- und Doktorandenangebots auf die Bedürfnisse der regionalen Wirtschaft führen."

Aber war es nicht mal irgendwann die Idee einer Hochschule, ein Studium nicht auf das „Employability"-Potential und Verwertbarkeit zu reduzieren? Sind Wissensinput-Credits so direkt in Wirtschaftsboom-Punkte umrechenbar? Ist die Uni bereit, im „Ausbildungsverhältnis" (ehemals Studium genannt), Persönlichkeitsbildung und kritisches, fragendes Denken gegen Drittmittel und Anwendungsorientierung zu tauschen?

Letzten Endes ist das Schwierige gar nicht dieses Projekt, sondern die sich langsam einschleichende Schere im Geist der Universität, für die es steht.

Fabienne Erbacher

„Davon merken wir nichts“

» Studiengebühren auf dem Prüfstand

In dem Maße, wie Veränderungen aufgrund der Studiengebühren wahrgenommen werden, laufen Studierende blind an Möglichkeiten vorbei, einzugreifen.

Seit Sommer 2007 ist auch in Niedersachsen jeder Student angehalten, einen Studienbeitrag in Höhe von 500 Euro zu zahlen. Ärger und Unmut folgten seitens jener Studierenden, die sich laut einer Umfrage größtenteils gegen Studiengebühren aussprachen. Die von studentischer Seite ausgehende Vermutung, ihre Gelder flößen in Werbung und PR der Universität, wurde von den stellvertretenden Mitgliedern der Studienkommission, Simon Drücker und Martin Schröder weitgehend entkräftet. Die Kooperation mit der renommierten Agentur Scholz&Friends erfolge unentgeltlich und weitere Maßnahmen zur Gestaltung des Leuphana-Images würden durch Spenden und Gelder aus dem Haushaltstopf finanziert. Es bleibe jedoch interessant, zu erfahren, so Simon Drücker, ob ein Teil der Studiengebühren genutzt wird, um die Löcher der Haushaltstöpfe zu stopfen.

Nach dem Niedersächsischen Hochschulgesetz seien die abzuführenden Studienbeiträge „für das lehrbezogene fachliche Leistungsangebot der Lehreinheiten und zentralen Einrichtungen sowie für Lehr- und Lernmaterialien“ einzusetzen. Soweit so gut. Doch nach Meinungen der Studierenden merke man von vermeintlichen Veränderungen oder Verbesserungen wenig. Obwohl ein fester Satz an Geldern regelmäßig in Tutorien, Lehraufträge und in die Bibliothek fließt, müssen Lehrbücher, Reader und Kopien weiterhin aus eigener Tasche bezahlt werden. Andere weitaus weniger für Studierende förderliche Projekte, wie die innovative Kinder-Uni, bei der Studierende ihre Universität vorstellen, werden jedoch auch durch Studiengelder finanziert.

Ein weiteres Problem in der Verteilung der Gelder bestehe laut Simon Drücker darin, dass eine Vielzahl der Projekte, sobald abgesegnet, keine weitere Kontrolle von unabhängiger Seite erfährt. Es entstehe also die Gefahr der Willkür.
Auf gut Deutsch – rein theoretisch kann der jeweilige Initiator nach einer Zusage mit den Geldern tun und lassen, was er will. Hinzu kommt, dass die vier in der Zentralen Studienkommission vertretenden Studiendekane bei den Entscheidungen über unsere Gelder keinerlei Mitspracherecht besitzen. Ihre Funktion sei nur von beratender Natur.

Beschwerden über eine fehlende Transparenz der Studiengebühren kommen auch aus anderen Ecken. Neben den Studiengebührengegnern gibt es parallel einen Anteil von 50% an Studiengebührenbefürwortern, der sich dennoch der missmutigen Stimmung anschließt. Die Diplom-Pädagogin, Pia Rudzinski, äußerte sich diesbezüglich: „Grundsätzlich denke ich, dass das Interesse an der Verwendung der Studiengebühren sehr gering ist. Die Studierenden müssen zahlen und haben sich damit abgefunden.“

Diesen Eindruck bestätigt auch das „mystudy“-Forum, welches gezielt Platz für Anmerkungen, Wünsche und Verbesserungsvorschläge zum Thema Studiengebühren und ihre Verwendung schafft. Einmal eingeloggt, gibt es unter der Rubrik Forum eine ausführliche Liste mit allen vorgeschlagenen und bereits laufenden Projekten. Neben diversen Projektbeschreibungen kann man mit anderen Studierenden, sowie den Mitgliedern der ZSK diskutieren und seinem Missmut Gehör verschaffen.

Doch bislang beteiligte sich leider nur eine ernüchternde Anzahl an Studierenden an Diskussionen, die schließlich ausschlaggebend für die Verwendung der Gebühren sein könnten. Um also dem studentischen Ärger und der Unzufriedenheit die Stirn zu bieten, gilt es, sich aufzuraffen und das bestehende Bild des resignierten und passiven Studenten durch eine aktive Teilnahme an der Debatte über Studiengebühren und ihre Verwendung zu entkräften. Denn bekanntlich gilt: „Von Nichts kommt Nichts“.

Lillian Siewert

Aufgemerkt!

» Welche Steine auf dem Weg zum Master in BWL liegen

Es herrscht Aufregung unter den BWL-Studenten an der Leuphana Universität Lüneburg. „Kann ich an keiner anderen Uni meinen Master machen?“ und „Wie komme ich an die fehlenden Credit Points?“ lauten die Fragen, die ihnen am meisten unter den Nägeln brennen. Betroffen von dieser Unruhe sind alle Leuphana-Bachelor Studenten mit dem Major BWL, die weder VWL noch Wirtschaftsrecht im Minor haben. Sie stehen vor dem Problem, dass sie die Master-Zulassungsbedingungen nicht an allen Universitäten in Deutschland erfüllen. Dies liege laut Prof. Dr. Schulte, der den Studiengang BWL an der Leuphana leitet, daran, „dass der Leuphana-Bachelor auch die Möglichkeit bietet, zahlreiche nicht-wirtschaftswissenschaftliche Minor zu belegen. Diese Wahlmöglichkeiten sind einerseits vorteilhaft zur Profilschärfung für den Arbeitsmarkt, mindern andererseits aber auch den rein wirtschaftswissenschaftlichen Anteil. Hinzu kommt das Komplementärstudium, das es in dieser Form an anderen Universitäten nicht gibt.“

Ein Dokument auf myStudy* erläutert, was die Studenten tun können, um die Zulassungsbedingungen trotzdem deutschlandweit zu erfüllen:

1. Den Minor zum vierten Semester zu VWL oder Wirtschaftsrecht wechseln. Ein früheres Wechseln sei nicht notwendig.

2. Drei Zusatzmodule (also 15 CP) im Bereich VWL und/oder Wirtschaftsrecht belegen, empfohlen wird das Belegen der drei Module Mikro 1 und 2, sowie Makro 1.

3. Drei Zusatzmodule mit wirtschaftlichen Inhalten im Rahmen des Komplementärstudiums belegen. Dabei muss vorher erfragt werden, ob die CP angerechnet werden können.

4. Ein Zusatzmodul belegen (VWL, Wirtschaftsrecht oder Komplementärstudium) und ein Praktikum im Bereich Praxis und Projekte anrechnen lassen. Ein halbjähriges Praktikum entspricht 10 CP, die an den meisten anderen Universitäten anerkannt werden.

Die zusätzliche Belastung könne laut Schulte über das Studium verteilt werden. Somit sei keine helle Aufregung nötig: „Mit etwas zusätzlichem Aufwand können Studenten des Leuphana B.A. BWL auch dann an jeder anderen Universität in Deutschland studieren, wenn sie keinen wirtschaftswissenschaftlichen Minor belegen möchten.“
UNIVATIV fragt sich:
Erstens, hat das Präsidium eventuell absichtlich nicht genug CP eingeplant, um sicher zu stellen, dass die Studenten den Master an der Leuphana machen? Zweitens, warum fiel den Zuständigen erst ein Jahr nach Beginn des Leuphana B.A. BWL auf, dass 15 CP fehlen, um an vielen anderen Universitäten den Master machen zu können? Wegen der fehlenden CP stehen die ersten „Leuphanten“ (ohne wirtschaftswissenschaftlichen Minor) nun besonders unter Zeitdruck. Wer es durch den Mehraufwand nicht schafft, innerhalb der Regelstudienzeit von sechs Semestern zu bleiben, verliert zudem den Anspruch auf BAFöG. Von fairen Bedingungen für alle kann hier nicht die Rede sein.
*Nach dem Einloggen findet man über den Pfad „Vorlesungsverzeichnis -> Studiengang: Leuphana Bachelor -> i neben Major Betriebswirtschaftslehre“ am Ende der Seite das Dokument „FAQ Major BWL“.

Susanna Andrick

Going to the cellar for a Laugh Again?

» Then it's Time for a Lesson in "AlterNative" Humor!

I've always wondered if there was really any truth to the saying "Germans go to the cellar to laugh." This cliché implies that Germans have a reputation for being overly serious, completely devoid of humor, and somewhat reluctant to show their emotions in public. So what's wrong with this picture? Is it possible that Germans just appear to be more stern and stoic than other nationalities? Interestingly enough, the same stereotype is often applied to the Native peoples of North America. Now just take a moment and conjure up the image of the austere, poker-faced "Indian who knows no pain." See what I mean?

Let's face it – in every stereotype lies a grain of truth. Yet there are realities behind the stereotypes just waiting to be uncovered. And, of course, the ideal person to teach us a little lesson about this is none other than renowned Canadian/First Nations (Ojibway) writer, Drew Hayden Taylor, who was a special guest at our White-Indian Relations (WIR) symposium in the summer term. Let me tell you, this is someone who knows his stereotypes. As the son of an Ojibway mother and a white father he never knew, he has experienced an entire spectrum of stereotypes and prejudices first-hand. In his numerous works, Drew uses his own spicy blend of "alterNative" humor to fashion these exaggerated characterizations in an attempt to shatter exactly those cliché images so deeply imprinted on our minds.

Oh, did I mention that Drew is planning to grace us with his presence again? Then you might be wondering what brings this acclaimed author back to our university in Lüneburg. Well, just as God allowed Mephistopheles to tempt Faust, the Creator has permitted the three symposium organizers – Maryann Henck, Maria Moss, and Sabrina Völz – to entice Drew to return as writer-in-residence this winter term. You heard me right: Those lucky students attending our seminars "Creative Writing", "A Way with Words – Away with Words", "Short Fiction in the 21st Century", "Canada: Exploring the Great White North", and "English: One Language, Many Voices" will have the once-in-a-lifetime opportunity to enjoy an authentic taste of humorous Native storytelling and story writing.

But then again, why should only a few select students profit from this wonderful opportunity? Drew's tagline is: "I'm half Ojibway, half Caucasian, so technically that makes me an occasion, or as I like to say 'a Special Occasion'" – definitely one that should not be missed! That's why we'd like to invite you to an entertaining evening with this prolific, prize-winning, and pleasingly politically incorrect playwright. So come and join in the fun since "stories are memories that must be shared with the Universe, because if they aren't, the Universe becomes a much smaller place." (Drew Hayden Taylor, Toronto at Dreamer's Rock)

For further details about when, where - and maybe even why and how - this 'Special Occasion' will take place, go to this link: www.leuphana.de/fsz/upcoming-events
Want to know more about Drew? Just check out his homepage: www.drewhaydentaylor.com

Maryann Henck

Neonazis in Lüneburg

Meinungsfreiheit gilt in Deutschland als Grundrecht und ist als solches im Grundgesetz verankert. Ihre Einhaltung zu gewährleisten, erfordert Toleranz. Wenn es sich bei einer Meinung allerdings um menschenverachtende Propaganda handelt, fällt das Tolerieren nicht ganz leicht.

Am 3. Dezember 2008 zog das Kleidungsgeschäft „Hatecore" in die Altenbrückertorstraße in Lüneburg. Der seit 1998 in Lüneburg ansässige Laden, der vorher unter anderem Namen seinen Sitz in der Neuen Sülze hatte, bietet unter anderem Kleidung der rechtsextremen Marken „Thor Steinar", „MaxH8" oder „Eric & Sons" an. Der Inhaber Christian Sternberg rief in der Vergangenheit mehrmals zu Neonaziaufmärschen auf, unter Mottos wie z. B. „Gegen linke Gewalt". Mit Erfolg. Zwar konnte das Lüneburger Bündnis „Netzwerk gegen Rechtsextremismus" Gegendemonstrationen mit zahlenmäßig weit überlegenen Teilnehmern ins Leben rufen, aber gekommen sind die Neonazis immer.
Die „linke Gewalt" richtete sich angeblich gegen die Fensterscheiben des Bekleidungsgeschäfts, die bereits mehrmals beschädigt worden sind und mittlerweile nachts mit einer Sperrholzplatte geschützt werden. Fakt ist, dass bis jetzt kein Täter ausfindig gemacht werden konnte. Es wird sogar darüber spekuliert, ob der Steinewerfer nicht aus den eigenen Reihen stamme, um Aufmerksamkeit zu erregen und eine angebliche „linke Gewalt" zu inszenieren.

Wie fühlen sich die Lüneburger beim sonntäglichen Kirchgang in die St. Johannis Kirche direkt gegenüber des faschistischen Ladens, der auch als Treffpunkt für Anhänger der rechten Szene dient? Was sagen die Barkeeper der benachbarten linken Kneipe „Jekyll&Hyde", wenn sie täglich von glatzköpfigen Rechtsradikalen beobachtet und sogar belästigt werden?

Was kann eine Stadt wie Lüneburg tun, die Rechtsextremismus keinen Raum geben will?

Historisch gesehen gehört Lüneburg zu einem Rückzugsgebiet von Nationalsozialisten nach dem Zweiten Weltkrieg. Viele Lehrer und Beamte behielten nach 1945 ihre Posten, da die Alliierten das Entnazifizierungsprogramm relativ schnell beendeten und zum „Alltagsgeschäft" übergingen. Wahrscheinlich konnte sich auch deshalb ein so feines Netz von rechten Organisationen in Lüneburg, Uelzen und Umgebung spinnen, welches heute im Stande ist, Neonazis für Mahnwachen zu mobilisieren und rechtsradikale Propaganda zu verbreiten.

Der Lüneburger Antifaschist Olaf Meyer spricht von drei rechten Segmenten in Lüneburg. Zum einen gäbe es den Kameradschafts Trupp 16 (die Ziffer 16 stehe hierbei für die einstige Standarte der SA-Einheit im Bezirk Lüneburg; die Übernahme der Nummern der SA-Standarten sei bei Kameradschaften relativ gängig). Als zweites und drittes Segment nennt er die NPD und die DVU, wobei letztere eine eher unbedeutende Rolle spiele.

Die NPD hingegen sei seit Generationen mit der Region verwurzelt. Führende Köpfe der NPD waren während der Gründungsphase der Partei in Lüneburg beheimatet. Schlüsselfiguren wie der derzeitige Vorsitzende des Unterbezirks Lüneburg der NPD, Manfred Börm, spielen in der Parteiarbeit, besonders in Bezug auf Jugendarbeit, eine wichtige Rolle. So hätte er auch als Ordnungsdienstleiter (intern disziplinierender Schlägertrupp der NPD) fungiert, habe Jugendarbeit bei der Wiking Jugend und bei der Heimtatreuen Deutschen Jugend (HDJ) betrieben und sei bereits in den 1980er Jahren für die Rekrutierung und

Schulung junger Skinheads verantwortlich gewesen. Zu seinen Zöglingen würden auch die aktuellen Protagonisten der Lüneburger NPD zählen: Christian Berisha, der für die Unabhängige Wählerliste (UWA) einen Sitz im Lüneburger Kreistag inne habe sowie Michael Grewe, der als Abgeordneter der NPD in einem Kreistag in Sachsen Anhalt tätig sei und Paul Plagemann, der als Kopf der Kameradschaft Trupp 16 operiere, sowie in führender Position am Netzwerk der Nationalen Sozialisten (NNS) beteiligt und Inhaber des Lüneburger Tattoo-Shops „Black Crow“sei.

In den vergangenen zwei Jahren habe sich die Szene deutlich verjüngt, womit sich auch die Etablierung des „Hatecore-Shops“ verbinden ließe, deren Kundenklientel hauptsächlich aus Jugendlichen bestehe. In diesem Zusammenhang geht Olaf Meyer auch davon aus, dass die Neonaziaufmärsche für Christian Sternberg eine ideale Werbeplattform für sein Geschäft darstellten.

Unmittelbar Beteiligte, wie z. B. Anwohner und Ladenbesitzer in der Nachbarschaft von „Hatecore“, fühlen sich nicht nur durch den rechten Laden an sich gestört, sondern auch durch die zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen Rechten und Linken, die teilweise direkt vor ihrer Haustür ausgetragen werden und häufig nur durch das Einschreiten der Polizei aufgelöst werden können.

Das Bündnis „Netzwerk gegen Rechtsextremismus“, das aus 63 Mitgliedern, Lüneburger Vereinen, Parteien, der Antifa, der Kirche, der Universität und Gewerkschaften besteht, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Rechtsradikalismus in Lüneburg öffentlich zu bekämpfen. „Keine Neonazis in unserer Stadt“, so lautete das Motto der Gegendemonstration am 23. Mai 2009. Doch vor Allem sehen sie die Chance, Neonazis in Lüneburg den Nährboden zu nehmen, indem sie mit Hilfe von Bildungs- und Aufklärungsarbeit Bürgerbewusstsein stärken.

Der Superintendantin der St. Johannis Kirche, Christine Schmid, liegt die Zusammenarbeit mit Schulen und Jugendlichen besonders am Herzen, um wirkungsvoll und nachhaltig gegen Rechtsradikalismus vorgehen zu können. Das breite Spektrum des Bündnisses verspricht vielfältige Ansatzpunkte und wird von den meisten Mitgliedern als Bereicherung angesehen. Es kam jedoch in der Vergangenheit auch zu Unstimmigkeiten innerhalb des Netzwerkes, sodass sich Mitglieder von Aussagen anderer Mitglieder öffentlich distanzierten. Dies sei auch der Grund, warum sich z. B. die CDU nicht am Bündnis beteilige: Sie könne nicht mit einer linksextremen Organisation wie der Antifa zusammenarbeiten.

Dabei gebe es laut Ariane Mahlke-Voss, Ratsfrau der Grünen, klare Vereinbarungen zur Gewaltfreiheit der Antifas, an die sie sich immer gehalten hätten. Auch Hiltrud Lotze, SPD-Bundestagskandidatin schätzt die Beteiligung der Antifa: Sie sei „sehr wertvoll“, weil die Antifa-Aktiven über Kenntnisse der Szene verfügten, die hilfreich seien. Außerdem, betont Ariane Mahlke-Voss, seien wir doch eigentlich alle Antifaschisten.

Vielen Bürgern und Politikern ist die Situation der Neonazi-Szene in Lüneburg entweder noch gar nicht oder erst vor wenigen Monaten bewusst geworden. Nach der Demonstration am 11. April diesen Jahres beklagten sich viele Geschäftsinhaber aus der Lüneburger Innenstadt in der lokalen Presse über Umsatzeinbußen an diesem Tag. Doch genau dies ist das Problem: Es mangelt noch immer an Wissen über rechtsradikale Strukturen und Arbeitsweisen. Die von Neonazis ausgehende Gefahr wird von einem Großteil unterschätzt. Dass Umsatzeinbußen ein kleineres Übel darstellen als zu schauen zu müssen, wie rechtsextreme Gruppen ungehindert durch Lüneburg marschieren, ist für wenige selbstverständlich.

Dem Vermieter des „Hatecore-Shops“, der namentlich nicht genannt werden möchte, sei nicht klar gewesen, auf wen er sich als Mieter eingelassen habe. Er sei über die Art der Verkaufsware getäuscht worden. Da man dem Ladenbesitzer aber in Bezug auf Täuschung oder dem Vertrieb von verfassungsfeindlichen Artikeln nichts nachweisen könne, habe er nichts gegen ihn in der Hand. Der Vermieter erklärte weiterhin, dass dem Mieter bereits gekündigt sei und dieser zum 31.12. diesen Jahres das Geschäft räumen müsse.

Bedeutet dies also, dass ab dem 1.1.2010 der ganze Spuk vorbei ist? Vermutlich nicht. Christian Sternberg wird eine neue Ladenfläche finden und die Neonazi-Szene in Lüneburg einen neuen Treffpunkt.

Besonders in Zeiten einer instabilen Wirtschaftslage und den damit verbundenen eventuellen Folgen, wie z. B. Arbeitslosigkeit, einer wachsenden Kluft zwischen sozialen Schichten und Vertrauensverlust in die regierende Politik, muss der Entwicklung neonazistischer Subkulturen verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Schließlich leben wir in einem Deutschland, das sich durch bunte Multikulturalität auszeichnet und als solches, als modernes, weltoffenes Einwanderungsland geschätzt wird. Und dabei soll es auch bleiben.

Lisa Otto

„Eigentlich bin ich...

» ... ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu ...“

... stellte eine Studentin fest, während sie ihr Wochenprotokoll betrachtete. Sie hatte notiert, womit sie wie viel ihrer Zeit verbracht hatte und musste feststellen, dass keine Zeit übrig blieb, um etwas für sich zu tun.
Oftmals kristallisiert sich in den Workshops zum Zeitmanagement der Zentralen Studienberatung nach solch einer Zeitanalyse das Eigenstudium als ein Problemfall heraus. Die Freiheit der eigenen Zeitplanung wird dabei zum größten Hindernis, denn die Lust der Selbstbestimmung kann schnell zur Last werden: Die Ausbildung von Halt gebender Arbeitsroutine und -Struktur ist leider anstrengend. Dafür werden Kompetenzen in der eigenen Zielplanung, Zeiteinteilung und in der Zähmung des „inneren Schweinehundes“ benötigt. Die Schwierigkeiten der Selbststeuerung verhindern oft, überhaupt anzufangen und das Lernen wird immer wieder aufgeschoben. Wenn man sich doch durchgerungen hat, sich an den Schreibtisch zu setzen, fällt es schwer, zum Ende zu kommen oder sinnvolle Pausen einzubauen. Wer kennt es nicht, das schlechte Gewissen: Habe ich heute genug gemacht? Steht es mir schon zu, jetzt die Arbeit liegen zu lassen und mich anderen Dingen zu widmen?
Zeit effektiv zu nutzen, kann heißen, Aufgaben in kürzerer Zeit zu erledigen. Als Ergebnis kann man „gesparte“ Zeit aufweisen. Meist wird aber die gewonnene Zeit gefüllt mit neuen Aufgaben - die Never-Ending-TO-DO-List. Dadurch nimmt die Menge an Aufgaben und Belastungen stetig zu und das Zeitsparen mündet in einen Teufelskreis ohne Zeitgewinn.
Zeit effektiv zu nutzen, kann aber auch heißen, Zeit zu gewinnen für die Dinge im Leben, die neben dem Studium wichtig sind, die Spaß machen und den eigenen Horizont auf ganz anderer Ebene erweitern.

Die „Lernscheuklappen“ abzusetzen und in einer Initiative mitzumachen, hilft dabei, vom Lernalltag abzuschalten, um dann mit neuem Schwung und neuen Ideen an die Arbeit zurückzukehren. Auch wird das eigene „Lernelend“ relativiert, wenn man seinen Horizont erweitert und aktiv teilnimmt - z. B. in der Unilandschaft, der Gemeinde, der kulturellen und politischen Gesellschaft. Der gewonnene Abstand stärkt das Bewusstsein, dass das Studium mit all seinen Strapazen und auch beflügelnden Erfolgserlebnissen eine freie Entscheidung ist, die man aus guten Gründen getroffen hat. Erfolgserlebnisse außerhalb des Studiums lassen auch die Gesamtmotivation steigen, so dass man evtl. Dinge, für die man sonst unmotiviert drei Stunden braucht, auch in einer erledigen kann. An den zusätzlichen Erfahrungen, die man sammelt, indem man herausfordernden Hindernissen begegnet und diese überwindet, wächst außerdem die eigene Persönlichkeit. Positives Feedback aus anderen Lebensbereichen stärkt das eigene Selbstbewusstsein. Auch wenn man sie nicht gern hört, bergen kritische Anmerkungen die Chance der Verbesserung und Veränderung.
Ein verpatztes Referat oder eine nicht bestandene Prüfung wird nicht gleich zu einem Drama, von dem das gesamte Lebensglück abhängt, wenn es noch weitere Bereiche innerhalb und außerhalb der Uni gibt, in denen man sich beweisen kann. Hilfreich ist es in so einem Fall, sich zu vergegenwärtigen, dass die eigene Leistungsfähigkeit auch von der eigenen Verfassung und der konkreten Prüfungssituation abhängt. Schwierige Situationen kann man außerdem besser meistern, wenn man Zugang zu persönlichen Ressourcen findet, egal aus welchem Bereich diese letztendlich stammen.
So könnte es doch durchaus sein, dass, wenn man sein Ohr, seine Stimm- und Sprachbildung im Uni-Chor trainiert, plötzlich das Sprachenlernen leichter ist und sich die Aussprache fremder Laute verbessert. Und wenn man einen UNIVATIV-Artikel schreibt, geht dann vermutlich das Schreiben der drei Essays, die man auch noch auf dem Zettel hat, schneller und leichter. Denn vorher hat man spielerisch, mit seinen eigenen Fragen an ein Thema, das einem persönlich am Herzen liegt, seine Schreibfähigkeit trainiert.

Erledigung studiumsbezogener Pflichten bei gleichzeitiger außercurriculärer Aktivitäten ohne schlechtes Gewissen unterstützt die **SMART**-Formel. Dadurch werden wage Vorhaben zu Zielen präzisiert, die Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Auf**S**chreiben, was das Ziel ist und was dazu gehört. **M**essbarkeit des Ziels: Überlegen, woran (wann und wie) man merkt, dass es erreicht ist? **A**ufgaben, die zur Erreichung des Ziels erledigt werden müssen, notieren. **R**ealisierbarkeit überprüfen. **T**erminieren: Festlegen, bis wann das Ziel erreicht werden soll.

Katrin Motta
(Studienberaterin im Projekt befristete Studiengänge)

Informationen zum Projekt der Zentralen Studienberatung zum Thema Zeitmanagement sind zu finden unter: http://leuphana.de/services/studienberatung/projekt-befristete-studiengaenge/zeitmanagement.html

Out of the Dark: Studium ist mehr als lernen!

» Tritonus e.V. holt Talente ans Licht

Rechts türmen sich die Bücher für die letzte Hausarbeit, auf der Fensterbank vor dem Schreibtisch stapeln sich die Bücher und Zeitschriftenkopien für die nächste und links türmen sich Ordner, ausgedruckte E-Mails, Notizen und sonstige Unterlagen für das nächste Tritonus-Projekt. Hausarbeit oder Tritonus? Die Hausarbeit wollte ich doch bis Ende August fertig haben. Aber wir brauchen noch Musiker, die Lesung muss besprochen und die Werbemittel müssen fertig gemacht werden, damit sie noch rechtzeitig in den Druck kommen.

„Öffentliche Kulturförderung in Deutschland und in den USA“ ist auf einem der oberen Bücher des Fensterbank-Stapels zu lesen. Doch mit der Hausarbeit weiter machen? Ach, die kann noch warten. Zur Not hole ich mir eine Fristverlängerung beim Dozenten. Tritonus ist jetzt wichtiger!

„Out of the Dark“ heißt unser Projekt im Wintersemester 2009/10. Es besteht aus zwei Veranstaltungen. Bei der ersten wird sich ein Leser mit den Themen Licht und Schatten in allen möglichen Variationen beschäftigen, untermalt wird das Ganze mit passender Musik. Am zweiten Abend stehen die Studierenden unserer Uni im Vordergrund: Egal, welches künstlerische Talent sie haben, hier können sie es zeigen.

Die Uni hat nämlich mehr zu bieten als Vorlesungen und stumpfes Auswendiglernen für eine Klausur. Viele der Studierenden an der Uni haben Talente, für die in der Studienzeit oft keine Zeit bleibt: Singen, Tanzen, Zeichnen, Fotografieren oder Schreiben. Egal, was es ist, wir holen es ans Licht bei „Out of the Dark“. Doch dazu müssen die talentierten Studierenden motiviert werden und von diesem Projekt erfahren. Dazu gilt es eine Menge vorzubereiten – auch in den Semesterferien. Dabei zeigen die Mitglieder von Tritonus ihr Talent: Plakate gestalten und drucken, Kooperationspartner finden und den Kontakt mit ihnen pflegen, die Finanzen verwalten, das Catering organisieren, die Pressearbeit erledigen, die Homepage aktualisieren.

Bei der studentischen Initiative Tritonus e.V. wird das gesamte Kulturmanagement von A bis Z in Eigenregie durchgeführt. Das ist eine ganze Menge Arbeit, die sich aber auf viele Schultern verteilt. Tritonus ist das praktische Pendant zum theoretischen Studium; es ist das echte Handwerkszeug, das man nicht aus Büchern lernen kann. Hier findet man Gleichgesinnte, die auch mal ins Kulturmanagement wollen. Hier kann man sich ausprobieren, kreativ sein und eine Menge Spaß haben.
Klar hat manchmal das Studium Vorrang, dann muss Tritonus warten und das ist auch in Ordnung. Ich bin ja nicht das einzige Mitglied. Manchmal entscheidet man sich aber auch, das Studium liegen zu lassen. Mehrere tausend Euro für ein eigenes Kulturprojekt an Land gezogen zu haben – das fühlt sich besser an als jede 1,0 in der BWL-Klausur!

Susanne Uhlen (Die Autorin ist Mitglied von Tritonus e.V.)

Tritonus-Veranstaltungen im WS 2009/10:
6.11.: Out of the Dark I, Bib-Foyer, 20:30 Uhr
27.11.: KLASSIK CL U B mit dem Orchester im Treppenhaus: Geisterbahn, Café Ventuno, 20:30 Uhr
15.1.: Out of the Dark II, Bib-Foyer, 20:30 Uhr

Fragen der Wirtschaftsethik

» Von Social Entrepreneurs und anderen Exoten

Es ist heiß. Die Luft flimmert und ich weiß kaum noch wohin. Aus der Ecke des Kühlregals weht mir ein kalter Hauch entgegen. Leicht fröstelnd, aber erleichtert nähere ich mich den eisgekühlten Getränken. Hm - Wasser, Saft, Cola, Energy-Drink. Wie soll ich mich da entscheiden? Limonade, Limonade ... wo ist sie denn? Lemon-aid. Da! Oder doch nicht? Stirnrunzelnd frage ich mich, ob die schon immer so aussah. Bio und Fair-Trade. Komisch. Schließlich überwiegt meine Neugier und ich kaufe diese neue Bio-Limo.

Später erfahre ich, dass mein neues Getränk ganz aus der Nähe kommt. Zwei Social Entrepreneurs aus Hamburg hatten die Idee, individuellen Limonadengenuss mit kollektivem Guten zu verbinden. Nach dem Motto „ein kleiner Schluck für Dich, ein großer Schluck aus der Pulle der sozialen Gerechtigkeit für die dritte Welt.“
Hinter Namen wie Lemonaid oder Charitea steckt sogar noch „gute Werbung,“ sagen die Wirtschaftspsychologen, „wenigstens was Anständiges“ meinen die Umweltwissenschaftler.

Doch was ist eigentlich ein Social Entrepreneur? Dafür gibt es zahlreiche Definitionen, aber eigentlich ist er vor allem eins: mutig. Ein Social Entrepreneur ist ein ungewöhnlicher Problemlöser, der sich für etwas Neues einsetzt, in Marktlücken schlüpft. Meist wird ein Unternehmen oder eine Organisation aufgebaut, die zumindest überlebensfähig ist oder sogar gut wirtschaften kann. Das Gewinnstreben steht bei einem Social Entrepreneur jedoch nicht an erster Stelle. Er oder sie setzt die eigenen innovativen Ideen vielmehr für soziale, ethische und ökologische Ziele ein. Eigentlich eine gute Sache. Aber geht das? Ja, sagen die Social Entrepreneurs. Und sie machen es vor. Ob selbsttragende Computerschulen für Armenviertel in Brasilien oder Projekte wie „Dialog im Dunkeln“, das 1988 in Hamburg startete.

„Dialog im Dunkeln“ ist ein Projekt, in der Sehende die Welt der Blinden kennen lernen. Leiter Andreas Heinecke will damit Toleranz für so genannte Randgruppen fördern – und Jobs schaffen. 6.000 „anders begabten“ Menschen konnten durch das Projekt feste Arbeitsstellen vermittelt werden. Die Ausstellung hat mittlerweile in 30 Ländern sechs Millionen Besucher angezogen. Unterstützt wird Heinecke u.A. von Ashoka, einer Organisation, die noch viele weitere Social Entrepeneurs fördert. An neuen Ideen mangelt es nicht.

Abends sitze ich mit Freunden im Kurpark und erzähle von den beiden Limonaden-Hamburgern. Alle sind beeindruckt. Charitea und Astra klunkern aneinander: Ein Prost auf die Zukunft! Ja, aber lohnt sich das denn? Die Zukunft. Wo geht die denn hin? Es scheint, als ob heute, Krise hin oder her, führende Köpfe der Wirtschaft von der Idee eines unbegrenzten Wachstums beseelt sind. Irgendwo geht es immer weiter bergauf. In Zeiten von hilflosen Opel-Rettungen und Sommerlöchern mit Wahlkampf-Dienstwagen-Affären fragt man sich aber: Merken die noch was? Es gibt immer mehr, die auf der Strecke bleiben! Zwar geht es uns in unseren existenziellen Grundlagen hier nicht so schlecht wie in anderen Ländern, besonders zufrieden sind die doch aber alle nicht da draußen im Berufsleben, oder?
Die Wunden der Wirtschaftskrise waren schnell geleckt. Die Millionengewinne werden wieder eingeheimst, die Anker zur nächsten Legislaturperiode geworfen. Dem Anschein nach ist es das gewesen. Alle waren schreckerstarrt ob der drohenden Katastrophe. Doch es war scheinbar nur ein Zucken, denn nun geht’s weiter wie bisher. Und keiner ändert etwas? Glauben die wirklich, dass dies der einzige Rückschlag war, den das Wirtschaftssystem mitmachen musste?

Ich bleibe doch auch nicht einfach im Moskitoschwarm stehen und lasse mich weiter malträtieren, nur, weil ich die vorherige Stechfliege außer Gefecht gesetzt habe. Einige scheinen jedoch zu glauben, mit dieser Philosophie gut fahren zu können.

Es gibt aber auch Leute, die denken anders. Die merken noch was. Sie wollen etwas ändern an dem heutigen Zustand; und es werden immer mehr. Vom Hochschulprofessor bis zur Hausfrau, von der Top-Managerin zum Angestellten, sie alle spüren, dass es so nicht weitergehen kann. Nicht

jeder ist ein Social Entrepreneur, aber viele versuchen bei sich selbst anzufangen. Die Entscheidung für ein paar Cent mehr zur Bio-Milch zu greifen oder das Billig-Shirt für ein fair gehandeltes liegenzulassen, ein Seminar zum Thema „Ethische Mitarbeiterführung“ anzubieten oder eventuell die gesamte Unternehmensstruktur sozialer, menschlicher zu gestalten, all dies findet immer häufiger statt. Das ist der Punkt, an dem Wirtschaftsethik beginnt. Was ist unserer Meinung nach moralisch richtig und was falsch? Auf welchen Werten sollte unser Wirtschaften begründet sein und wie kann ein Unternehmen verantwortungsvoll handeln? Wie kann ich selber nachhaltig agieren? Dies sind die Gedanken, die uns auf einen neuen Weg bringen und uns langfristigen Erfolg sichern können.

Mit Menschen wie den Social Entrepreneurs ist sicherlich ein Anfang gemacht. Und es kommen täglich neue Ideen hinzu, die uns dann doch noch froh auf die Zukunft anstoßen lassen.

Elfi Lindenau
(Die Autorin ist Mitglied der Initiative „Sneep“ an der Leuphana)

Die Initiative Sneep ist ein studentisches Netzwerk für Wirtschaftsethik. Mit zahlreichen Projekten setzen sich Studenten deutschlandweit für eine nachhaltige und ethische Wirtschaft ein. Ein weiteres Ziel ist es, das Thema Wirtschaftsethik systematisch in die Lehre einzubringen. Dazu zählen alle Bildungseinrichtungen wie Schulen und Universitäten. Ob Vorträge mit angesehenen Experten aus dem Bereich Wirtschafts- und Unternehmensethik, Diskussionsrunden, Workshops und Filmreihen, Sneep will mit den Aktionen engagiert ein Bewusstsein für dieses Thema schaffen.

Unsere Projekte:
Oktober: Kooperation mit der Initiative L.U.S.T. zum Thema nachhaltiges Reisen (Markt der Möglichkeiten).
Oktober bis Dezember: Der Sneep-Filmherbst. Eine Filmreihe zu verschiedenen Themen der Wirtschaftsethik. Einmal im Monat in der „Hausbar“ Lüneburg. Siehe Flyer und Sneep-Website.
November: Die Sneep-Halbjahrestagung: „Auch DU bist ein Social Entrepreneur! Wirschafts- und Unternehemsethik und ICH.“ Aus ganz Deutschland reisen Lokalgruppenvertreter/Innen an. Am Sa. den 14.11.09 finden verschiedene Workshops mit Social Entrepreneurs aus der Praxis statt. Nach vorheriger Anmeldung kann jeder mitmachen! Für weitere Infos siehe Flyer und Website.

Anzeige

vom FASS®

MITARBEITERINNEN GESUCHT
Haben Sie Freude am Umgang mit feinen Lebensmitteln und netten Kunden?
Jetzt anlernen 1 Tag/Woche
Im Dezember so viel wie möglich!

Schauen Sie einfach mal rein!
Arbeitszeit nach Vereinbarung

VOM FASS Lüneburg
Bardowicker Str. 11
Fon 04131 – 3 11 59 Fax 3 11 69
www.vomfass-lueneburg.de

Anzeige

Wir Kinder aus Växjö

» Ein Semester in der Erasmus-Welt

Das Schwedenidyll könnte perfekter nicht sein: Verstreut liegen die Gebäude zwischen Wald- und Wiesenflächen, umgeben von Seen, Pferdekoppeln und Kuhweiden. Doch wir befinden uns nicht in einem Astrid-Lindgren-Roman, sondern an der Universität Växjö. Wobei die Assoziation Lindgren gar nicht so verkehrt ist. Das 60.000-Einwohner-Städtchen liegt mitten in der schwedischen Provinz Småland, in der die Geschichten der Kinderbuchautorin spielen. Und auch sonst ist der Vergleich mit der Idylle aus den Büchern unserer Kindheit durchaus gerechtfertigt. Für den Lüneburger Studenten bietet die Universität Växjö geradezu paradiesische Lern- und Lebensbedingungen.

Mag es auch am Anfang befremdlich wirken, wenn der Dozent von seiner gescheiterten Ehe erzählt oder sich mitten im Unterricht entschuldigt, er müsse kurz seiner Tochter eine SMS schreiben, gewöhnt man sich schnell an das freundschaftliche Verhältnis zwischen Professoren und Studenten. Sprechzeiten gibt es nicht, wer eine Frage oder ein Problem hat, kommt einfach vorbei. Wöchentliche Gespräche über den Zwischenstand der Hausarbeit gehören zum Standard. Auch der Unterricht ist geprägt von Miteinander, Diskussion und Kommunikation auf Augenhöhe. Auf Teamarbeit und die Arbeit in Lerngruppen wird viel Wert gelegt.

Dafür bietet die Uni reichlich Raum: Überall stehen Tische, Sitzgruppen und Sofas, in der Bibliothek gibt es ausreichend Gruppenarbeitsräume, und wer auch noch nachts arbeiten will, kann mit einer Magnetkarte jederzeit die Räumlichkeiten der Uni nutzen. Mikrowellen zum Aufwärmen des mitgebrachten Essens inklusive.

Wobei Nachtschichten, aus den Klausurphasen der deutschen Unis dem Einen oder Anderen sicherlich bekannt, im schwedischen Uni-System eher die Ausnahme darstellen: Belegt wird im Normalfall nur ein Kurs zur Zeit, der dann mit einer Klausur oder Hausarbeit abgeschlossen wird. Erst danach folgt das nächste Seminar. So bleibt der große Berg am Ende des Semesters erspart, man ist eher zu kontinuierlichem Arbeiten angehalten. Wer sich doch mal entspannen muss, legt sich einfach an den nur 500 Meter entfernten See oder betätigt sich sportlich auf dem Fußball- oder Tennisplatz. Schläger und Bälle kann man sich kostenlos leihen. Natürlich alles auf dem Campus.

Schwedenidylle: Die Uni liegt direkt am See, Foto: Hülsmann

Auch ein Frisör, Supermärkte, Cafés, Bars sowie die meisten Wohnheime befinden sich in unmittelbarer Nähe. Eine kleine Welt für sich. Als Austauschstudent richtet man sich schnell in einer Erasmus-Parallelwelt ein. In den Wohnheimen lebt man hauptsächlich mit anderen internationalen Studenten zusammen, kocht, isst und verbringt die Freizeit gemeinsam. Beim Ablauf der Woche orientiert man sich daran, welcher der Studentenpubs am Abend geöffnet hat. Auch die Freizeitaktivitäten finden hauptsächlich im Kreis der Austauschstudenten statt. Die Initiative Växjö International Students (VIS) bietet das ganze Semester über Ausflüge an: Vom IKEA-Trip über einen Ausflug zum Elche beobachten bis zum Wochenende in Stockholm gibt es das ganze Schwedenpaket.

Die multikulturelle Gemeinschaft hier hat einen ganz besonderen Reiz. Durch das sehr internationale Profil der Universität Växjö und ihre vielen Partnerunis lernt man die unterschiedlichsten Kulturen kennen und am Ende erstreckt sich der Freundeskreis von Asien über den Nahen Osten bis nach Nordamerika. Das Gefühl, wirklich in Schweden zu leben, kommt allenfalls angesichts der steuerbedingt horrenden Bierpreise im Alkoholgeschäft auf. Verständigungssprache ist Englisch, sowohl an der Uni als auch im Supermarkt, da fast jeder Schwede sehr gut Englisch spricht. Den schwedischen Kommilitonen begegnet man zwar im Seminar, über oberflächliche Bekanntschaften geht der Kontakt jedoch selten hinaus. Man lebt eben in verschiedenen Welten.

Trotzdem ist das Fazit nach einem Semester Växjö ein ausschließlich positives. Eine (fast) sorgenfreie Zeit in einem wunderschönen Land an einer exzellenten Universität. Nicht umsonst meint auch der UniSpiegel: Hätte Astrid Lindgren eine Uni entworfen, sie sähe aus wie in Växjö.

Christina Hülsmann
(Die Autorin war im SS 2009 an der Universität Växjö)

Internationale Freundschaft, Foto: Hülsmann

Aufstand der Bitterfotzen

» Maria Svelands wütende Abrechnung mit der Gleichberechtigung

Schweden, angeblich nicht nur das Land der Bildungsidylle. Auch wenn es um das Thema Gleichberechtigung geht, zeigen wir gerne mit dem Finger nach Norden. Gelten die Schweden doch als Vorreiter in Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Allgemeinen sowie Emanzipation und Kinderbetreuung im Speziellen.

„Bitterfotze“ sorgte in Schweden für Aufsehen und hohe Verkaufszahlen.

Maria Sveland sieht das anders. Obwohl der Titel die Assoziation mit Charlotte Roches Roman „Feuchtgebiete“ nahe legt, geht es in „Bitterfotze“ nicht um Körperausscheidungen, sondern um eine Abrechnung mit der Ungerechtigkeit, die zwischen Männern und Frauen im modernen Europa immer noch herrscht.

Svelands Romanheldin Sara hat diese Ungerechtigkeit satt und fliegt eine Woche nach Teneriffa. Allein. Ohne Mann und Kind. Schon beim Abflug ärgert sie sich über die Schuldgefühle, die sie dabei empfindet. Schließlich war ihr Mann kurz nach der Geburt des Sohnes wochenlang beruflich unterwegs, ohne schlechtes Gewissen.

Sara ist frustriert, enttäuscht, bitterfotzig halt. Im Urlaub versucht sie nachzuvollziehen, wie sie von einer lebenslustigen, lebenshungrigen jungen Frau mit beruflichen Ambitionen und feministischen Idealen zu einer ebensolchen Bitterfotze werden konnte.

„Eine Bitterfotze ist eine Reaktion auf eine kranke Gesellschaft“, erklärt Maria Sveland ihren Titel. Frei nach dem feministischen Motto „Das Private ist politisch“ diagnostiziert Sveland die Krankheit ihrer Gesellschaftt anhand der Verhältnisse innerhalb der Familie. Ihre These: Die Emanzipation ist am Privatleben vorbeigegangen. Auch heute noch räumen die Frauen den Tisch ab, während die Männer sitzen bleiben und diskutieren. Dass die Frau nach der Geburt eines Kindes ihre Karrierepläne erstmal auf Eis legt, ist eine Selbstverständlichkeit, während jeder Vater, der zwei Monate Vaterschaftsurlaub nimmt, als Vorreiter bejubelt wird. Besonders beim Thema Mutterschaft offenbaren sich für Sveland all die patriarchalischen Strukturen, die ihrer Meinung nach unsere Gesellschaft noch immer prägen.

M. Sveland fordert in ihrem ersten Roman endlich Gleichberechtigung

Dies schlägt sich in der Zeichnung ihrer Protagonistin nieder. Aufgewachsenen in einem kaputten Elternhaus mit einem gewalttätigen Vater und einer zuverlässig kuschenden Mutter muss sie früh feststellen, dass für Männer und Frauen nicht die gleichen Standards gelten. Mit ihrem Hunger nach Sex gilt sie als Hure, im Beruf ziehen die Kollegen an ihr vorbei, befördert von männlichen Chefs. Während ihr Mann seine beruflichen Ziele verfolgt, bleibt sie nach der Geburt ihres Kindes daheim. Allein, krank und total überfordert. „Meine Verwandlung zur Bitterfotze hat viele Ursachen und ist langsam im Lauf meines Lebens vonstattengegangen. Aber nichts war so schmerzhaft, so schrecklich bitterfotzenbeschleunigend wie das Mutterwerden.“

Dies alles macht Maria Sveland wütend, und das lässt sie den Leser spüren. Dabei schießt sie jedoch bisweilen über das Ziel hinaus. Besonders die tragischen Geschichten aus Saras gestörter Kindheit sind an vielen Stellen zu dick aufgetragen. Es wirkt, als wolle Sveland alle schlechten Erfahrungen, die eine Frau in der heutigen Zeit mit Männern machen kann, in ihrer Hauptperson vereinen. So verspielt sie einiges an Glaubwürdigkeit.

Auch das Ende überzeugt nicht. Sara stellt fest, dass sie erneut schwanger ist und kehrt zurück zu Mann und Kind, reumütig über ihre egoistischen Gedanken. Müssen also alle Träume von Gerechtigkeit der Realität weichen? Nicht ganz. Sara hält trotzig fest: „Ich möchte arbeiten können, reisen, hin und wieder allein und Mutter eines geliebten Kindes sein. Ich will gleichzeitig den Kuchen behalten und ihn aufessen. Es muss gehen.“ Svelands Appell an die Frauen: Nicht aufgeben, sondern es trotz widriger Umstände versuchen. Aber wie genau das zu schaffen sein soll, verrät sie nicht.

Christina Hülsmann

Unterwegs von Genua nach Pisa

» Wandern an der ligurischen Riviera

Viele reisen nach Italien wegen Sonne, Strand und dem „Dolce“ Lebensgefühl der Menschen. Andere lieben das Land vor allem für die Weichheit apenninischer Hügel oder für Ausgrabungsstätten, hinter deren Säulen man meint, gerade noch den letzten Fitzel einer Toga verschwinden zu sehen.
Auf einer neuntägigen Wandertour an der Mittelmeerküste zwischen Genua und Pisa zu zweit lassen sich Landschaft und Kultur Italiens optimal genießen.
Folgende Dinge sind für eine solche Strecke besonders zu empfehlen: Zwei möglichst bequeme Trekkingrucksäcke, wenig, aber dafür atmungsaktive Kleidung im Gepäck, viel Platz für Wasserflaschen und nicht zuletzt ein guter, verlässlicher Wanderführer.

Bei unserer Ankunft in Genua erwarten uns strahlendes Sonnenwetter und mindestens 25 Grad, was sich für die Länge unserer Tour nicht ändern soll. Den ersten Tag nutzen wir zur Stadterkundung. Im Hafen liegen lauter bunte, urige Fischerboote – ein Bild, wie man es aus kitschigen Italienfilmen kennt. Von dort aus machen wir uns auf den Weg ins Zentrum und schlendern in den dunklen, etwas zwielichtig wirkenden Gassen der Altstadt umher. Sie sind vollgestopft mit Bars, Modeboutiquen und Läden mit Sachen, die man absolut nicht braucht aber dafür sehr schön sind. Wie die Wäsche, die hie und da auf Leinen zwischen den Häusern trocknet.

Mit dem Zug geht es zum Küstenort Rapallo. Irgendwie schaffen wir es, beim zweiten Anlauf, mit einer Mischung aus Spanisch, Englisch, Italienisch und „Hand-&-Füßisch“, ein nettes Zimmer im Zentrum zu bekommen.

Am nächsten Tag machen wir uns schon vor dem Aufwachen auf den Weg. Hart, aber eine wichtige Taktik, um der stärksten Hitze zu entgehen. Unser Startpunkt liegt in einem Tal, deshalb führt der Weg zunächst einige Höhenmeter hinauf ins Binnenland. Für Augen, die es nicht gewohnt sind, über eine mediterrane Landschaft zu schweifen, sind Olivenbäume, Feigen und Kakteen so unwiderstehlich, dass sie nur ungern Kapazitäten auf den extrem schmalen Wanderpfad umverteilen. Schließlich kommen wir am frühen Nachmittag an unserem Etappenziel Chiavari an. Die Nachmittagsglut ist im gemütlichen Strandcafé gleich viel erträglicher - nach einer ausgiebigen Dusche und mindestens einer Stunde Siesta.

Unsere nächsten Wanderstrecken führen uns in eine immer reizvoller werdende Küstenlandschaft, die wir uns wortwörtlich Schritt für Schritt erschließen. Die Vegetation wird lieblicher, die Klippen steiler. Auch die italienische Sprache lernen wir aus der Wandererperspektive kennen. Bald kennen wir die Namen verschiedener Brot- und Gebäckspezialitäten und erweitern unsere Kenntnisse in puncto Cafè. Überall gibt es kleine Croissants mit Schokoladen-, Marmeladen- und Puddingfüllung zu kaufen. Italiener nennen sie ‚Brioche‘, was auf französisch wiederum soviel heißt wie „Milchbrötchen.“
Auf jeder Etappe erwartet uns ein neues Landschaftsbild: Olivenhaine wechseln sich ab mit der „Macchia“, einem für die Mittelmeerregion typischen Buschwald, der aus Pflanzen wie Oleander, Steineichen und Erdbeerbäumen besteht. Teilweise befinden wir uns in dichtem Wald mit Farn und Dornenranken, auf Hügelkämmen haben wir dann wieder weite Ausblicke auf das Mittelmeer oder ins Binnenland auf die Küstenlandschaft. Eine Etappe führt uns auch durch die Reste eines abgebrannten Waldstücks.
Da die meisten Wanderer auf die Frühjahrs- oder Herbstmonate ausweichen, sind wir den Großteil der Strecke fast allein in der Natur unterwegs und entsprechend in den Dörfern eine Kuriosität.

Noch ein langer Weg liegt vor uns ...

Nachmittags entdecken wir das italienische Strandleben, in jedem größeren Ort ist etwas los. In Bars und Cafés an der Strandpromenade und am Wasser treffen sich sowohl junge Leute als auch viele Familien. Interessant ist, dass wir die ersten Tage in einer Gegend unterwegs sind, die hauptsächlich von italienischen Urlaubsgästen besucht wird. Dies ermöglicht nicht nur spannende Eindrücke von Land und Leuten sondern auch die Festigung der frisch gelernten Italienischvokabeln. Erstaunlicherweise gibt es zwar kaum Probleme, eine Unterkunft zu finden, aber in der gleichen Preisklasse finden wir, je nach Ort, sehr unterschiedliche Angebote - von familiär geführten Herbergen bis hin zu modernen Hotelketten. Die Freude über Dusche und Bett, egal, inwelcher Form, ist nach einem Wandertag allerdings immer gleich groß.

Der Höhepunkt unserer Reise ist die Bewanderung der Dörfer ‚Cinque Terre‘. Charakteristisch für diese Orte ist ihre Bauweise. Die bunt gestrichenen Häuser kleben gewissermaßen ineinander verschachtelt an den Steilklippen. Dazu haben die Menschen um die Dörfer herum an den Berghängen terrassenartige Felder angelegt. Diese gewachsene Häuser- und Landschaftsarchitektur ist so einzigartig, dass das Gebiet als Ganzes zu einem Nationalpark erklärt wurde. Unter Wasser setzt sich die beeindruckende Landschaft fort. Man findet eine reiche und bunte Tier- und Pflanzenwelt, z.B. seltene Korallen. Die malerischen Orte sind tatsächlich reine Touristenparadiese. Allerdings erfahren wir, dass erst die Urlauber Wohlstand in diese Region gebracht brachten. Bis dahin war die Region durch eher harte Lebensbedingungen gekennzeichnet, zumal sie lagebedingt von der Außenwelt praktisch abgeschnitten war. Auch heute noch sind die Dörfer nur sehr schlecht mit dem Auto zu erreichen, es gibt aber eine eigene Eisenbahnlinie, welche die fünf Küstenorte mit einander verbindet. Wir entscheiden uns allerdings für das ausgedehnte Netz gefestigter Wege, das den Natururlauber hier erwartet und zum ersten Mal herrscht mehr Andrang auf unserer Strecke. Wir staunen über Geländer und Notrufsäulen, die es plötzlich in regelmäßigen Abständen gibt und fühlen uns ein bisschen wie Abenteurer, die gerade in die Zivilisation zurückgekehrt sind.
Nach einer Übernachtung in einem der Cinque Terre-Dörfer verlassen wir den Park und machen uns auf zu unserer letzten Etappe nach Portovenere an der Bucht von La Spezia.
Die Klippen werden, als passender Abschluss unseres Wanderurlaubs, immer beeindruckender, fallen mehrere hundert Meter zum Meer hin ab. Schließlich taucht unser Zielort vor uns auf. Noch ein letztes Mal genießen wir den Ausblick und wandern ins Tal hinab.

Der Alltag holt uns am letzten Tag auf unserer Rückreise ein, als wir aus dieser märchenhaften Landschaft in die Hafen- und Industriestadt La Spezia fahren. Weiter geht es mit dem Zug nach Pisa, unserem Abflugsort, wo natürlich auch wir das bekannte Wahrzeichen der Stadt ansteuern. Die in Richtung Turm strömenden Menschenmassen und die angrenzenden Andenkenmeilen machen uns bewusst, dass es sich bei dem schiefen Bauwerk eindeutig um eine weltweite Attraktion handelt.
Mit einem letzten Cappuccino verabschieden wir uns am Ende von Italien – glücklich über die vielen Eindrücke und Erfahrungen, die wir auf dieser Reise sammeln durften.

Julia Strube

... dafür werden wir immer wieder mit Ausblicken wie diesem belohnt.

Richtig merklich verliebt

Es ist unterschiedlich. Manchmal hab' ich das Gefühl, jeder kann Es auf den ersten Blick sehen, als könnten sie mich durchschauen. Dann kann Es mir recht oder unangenehm sein, wenn ich die Blicke auf mir spüre. Blicke zu spüren ist nicht immer angenehm. Als ich jung war, war da dieses Kribbeln, das ich auch habe, wenn ich das Gefühl habe etwas „Verbotenes" zu tun. Das war manchmal aufregend und manchmal lief ich rot an im Gesicht. Und dann weiß ich, habe ich mich geschämt. Vielleicht dafür, wer ich bin und dass ich auf eine Art anders bin als sie und dass ich damit gegen ihre Regeln verstoße. Aber vor allem, denke ich, weil es so offensichtlich um meine Sexualität ging, mit der ich selbst ja damals noch nichts anzufangen wusste. In diesem Punkt ging und geht es sie einfach nichts an, aber sie starren noch immer.

Heute schäme ich mich nicht mehr. Weder für meine Sexualität, mit der ich mich heute sehr sicher fühle, noch und vor allem nicht für meine Liebe, um die es mir hauptsächlich geht. Die können die Menschen, die mich anstarren, nicht sehen. Egal wie lange sie da stehen und glotzen. Sie sehen weder Liebe, noch Normalität, die ich ich sowohl für meine Liebe, als auch für meine Sexualität empfinde. Sie würden sich wundern, wenn sie mich kennen würden.

Ich bin 22 Jahre alt, Studentin und lebe nun seit fast einem Jahr wieder in einer festen Beziehung.
Dies ist meine dritte Beziehung und ich habe immer in Beziehungen gelebt, seit ich 17 war.
Meine längste Beziehung dauerte fast drei Jahre.
Ich bewohne eine WG in Hamburg, zusammen mit meiner Freundin. Wir haben einen Mitbewohner und zur Zeit wohnt auch noch die Schwester meiner Freundin aus akutem Geldmangel bei uns.
Das heißt, es ist manchmal ein bisschen voll. Dann träumen meine Freundin und ich davon, in eine Ein- oder Zweizimmerwohnung zu ziehen oder am besten die Dreizimmerwohnung, in der wir jetzt alle zusammen wohnen, zu mieten. Nur wir zwei. Dann rechnen wir nach. Und stellen letztendlich fest, dass wir uns eine Ein- oder Zweizimmerwohnung oder mehr nur für uns zwei in Hamburg nicht leisten können und dass das ja sowieso total spießig ist und dann geht unser Leben weiter in der WG. Wenn meine Freundin viel arbeiten muss, koche ich das Essen, wasche die Wäsche und putze das Klo. Hab ich einen langen Tag an der Uni oder muss ich nebenher arbeiten, läuft das Ganze anders herum. Obwohl meine Freundin teilweise sehr faul ist und nicht gerne Wäsche wäscht oder das Klo putzt. Dann streiten wir uns und schreien uns auch manchmal an. Dann sind wir so lange aufeinander sauer bis eine von uns ankommt und wir darüber reden oder auch einfach nur miteinander schlafen. Wenn meine Freundin Spätschicht hat, warte ich abends so lange auf sie, bis sie endlich zu Hause ist. Dann sind wir froh, dass wir uns wieder haben. Klingt das nicht nach Normalität, vielleicht sogar nach Langeweile?

Was ist also dran am Mythos Lesbe? Genau dem möchte ich in dieser und kommenden Ausgaben der Univativ genauer auf den Grund gehen.

Als ich 14, 15 Jahre alt war, hatte ich keine Vorstellung, was Lesben sind und das hätte ich wohl heute immer noch nicht so genau, wenn ich nicht betroffen wäre. Ich wusste, dass das was Anderes war. Menschen, die man ganz selten zu Gesicht bekommt. Etwas Kurioses, Geheimnisvolles und gleichzeitig auch Beängstigendes, denn es war anders als das, womit ich aufgewachsen war.

Meine Eltern sind nun schon über 30 Jahre verheiratet. Sie leben in einer Kleinstadt in der Nähe von Lüneburg und Hamburg. In diesem Gebiet wohnt fast meine gesamte Familie.
Ich habe einen jüngeren Bruder und wir gingen beide zum Gymnasium. Mein Vater arbeitete, meine Mutter war, als wir jünger waren, zu Hause. Wir wohnten, bis ich vor ca. eineinhalb Jahren von Zuhause auszog, in einem Haus mit Garten und einem großen Auto in der Einfahrt. Auch meine Großeltern wohnten nur fünf Minuten von uns entfernt. Kleinbürgerliche Idylle.

Für mich war mit 13 klar, dass ich mit 16 erwachsen sein würde. Erwachsen hieß unter anderem, dass ich dann einen Freund haben würde und dass wir miteinander schlafen würden. Das gehörte für mich zusammen und gab mir auch ein warmes Gefühl im Bauch, denn dann würde ich das wenigstens schon hinter mir haben. Tatsächlich hatte ich davon keine genaue Vorstellung, aber ich kannte es nur ungefähr so - aus dem Fernsehen, aus Büchern und Liedern und vor allem von meinem Umfeld und meinen eigenen Eltern. Ich machte mir keine Gedanken, dass es anders kommen würde, obwohl ich zu der Zeit eigentlich schon genau wusste, dass es nie so sein würde. Aber ich ließ es nicht an mich ran. Alle lebten so und so würde ich auch leben. Das gab mir ein Gefühl von Sicherheit und alle anderen erwarteten auch von mir, dass mein Leben wie ihres ablaufen werde. In den Bahnen, die für mich schon vorgezeichnet waren, seit meiner Geburt. Hätte man mir damals erzählt, dass ich nicht mit 16 mit einem Jungen sondern mit 17 mit einem Mädchen zusammen sein würde, hätte mich das wahrscheinlich sehr überfordert.

Richtig merklich verliebt in ein Mädchen war ich mit zehn. Ich war in der vierten Klasse und es war einer der aufregendsten Sommer meines Lebens. Der aufregendste Sommer, den ich bis dahin erlebt hatte. Ich war Teil einer Mädchenclique und uns gehörte in diesem Sommer die Welt.
Später waren es Klassenkameradinnen, Freundinnen, Französisch-Nachhilfelehrerinnen.
Doch in dieser ganzen Zeit war ich sehr unglücklich. Zum einen war meine Zuneigung zu bestimmten Frauen oder Mädchen vollkommen aussichtslos, zum anderen machte mir diese Neigung selber zu schaffen. Ich kannte in meiner Umgebung niemanden, der so fühlte wie ich. Und etwas sagte in mir ganz deutlich, dass auch meine Eltern oder engeren Freunde für dieses Thema keine verständnisvollen Ansprechpartner sein würden. Ich schämte mich sehr und versuchte einfach alles zu ignorieren. Vielleicht würde das alles vorbei gehen und ich würde lernen, mich in Jungen zu verlieben. Aber leider blieb es zwecklos. Sobald ich mit einem Jungen allein war und es eindeutig wurde, dass es kein rein freundschaftliches Gefühl war, das ihn zu mir führte, fühlte ich mich unwohl. Die Male, die ich einen Jungen geküsst habe, sind sehr spärlich. Ich empfand nichts, bzw. eher ein unangenehmes Gefühl. Das roch und schmeckte ja so komisch und das war alles so nass. Die Jungen waren wirklich nett. Ich mochte sie und ich gab mir wirklich Mühe, mich darauf einzulassen, aber irgendwie widerstrebte mir das alles. Alles war kompliziert und nicht eindeutig.

Ich hatte das Gefühl, dass die Welt und ich nicht zusammen passten

Mit 12 bis 14 Jahren floh ich einfach vor mir und der Welt um mich herum, denn ich hatte das Gefühl, dass wir nicht zusammen passten. Entweder passte die Welt nicht zu mir oder ich nicht zur Welt. Hauptsächlich nahm ich für mich die zweite Theorie an und litt darunter schrecklich. Ich hatte nur Probleme mit Allem. In der Schule gab es Schwierigkeiten, weil ich mich mit 12/13 Jahren weder für Jungs oder Schminke noch für enge Klamotten, BHs oder Discos interessierte und zu Hause hatte ich das Gefühl, nicht über die ganze Wahrheit reden zu können. Niemand verstand mich und ich war mit mir und der Situation vollkommen überfordert.
In dieser Zeit verlor ich mich vollends.
Ich ging zwar zur Schule aber nur widerwillig, da ich dort den Hänseleien und Angriffen meiner Mitschüler ausgeliefert war. Die nutzten jede Gelegenheit, um mich öffentlich zu demütigen.
Die Lehrer schauten meist weg oder amüsierten sich mit den Schülern über mich. Die Nachmittage verbrachte ich oft allein in meinem Zimmer, weil ich mich so niedergeschlagen fühlte. Die Kraft, mich unbeschwert mit Freunden treffen zu können, fehlte.

Dieser Zustand hielt an, bis ich ungefähr 15 Jahre alt war. Ich weiß nicht mehr, was mich dazu brachte, aber ich begann in dieser Zeit meine Flucht nach vorn vorzubereiten. Obwohl ich meine Gefühle vor allen verschwieg und mich niemals zu ihnen bekannt hätte, auch nicht, als meine Mutter mich direkt drauf ansprach, hatte ich begonnen, eine Sammlung von Artikeln und Filmen anzulegen, die sich mit dem Thema beschäftigten.
Dann kam er, der entscheidende Tag und mit ihm ein Zeitungsartikel, der mir die Augen öffnen und damit alles ändern sollte. Ich kaufte mir an diesem Tag ein Magazin, um darin ein Interview eines bekannten Schauspielers zu lesen. Was ich nicht wusste, war, dass sich eine ehemalige Volontärin des Magazins dort mit einer sehr persönlichen Geschichte verabschiedet hatte, ihrer Coming-Out-Geschichte. Ihre Geschichte war meinen Gefühlen und Erlebnissen so ähnlich und gar nicht bedrohlich oder anders. Sie erzählte die Erfahrungen und Gefühle eines ganz gewöhnliches Mädchens, die genauso wie ich in einer heilen Welt eines intakten Elternhauses aufgewachsen war und ebenfalls niemals damit gerechnet hatte, so zu fühlen.

Das gab mir Ruhe und ich fühlte mich aufgehoben. Doch vor allem zerstreute es all meine Zweifel. Ich musste wohl lesbisch sein! Dies für mich zu erfahren und anzunehmen, fühlte sich mit einem Mal unglaublich gut an und ich merkte plötzlich, dass es gut war, mich so zu spüren und wahrzunehmen. *A.U.*

Merkt ihr noch was?!

» Geht nicht klar: Laut reden auf leisen Konzerten

„Und dann hat er gesagt, dass er lieber *ohne* mich in den Urlaub fahren möchte!“
Dass solch ein Satz unter besten Freundinnen nicht unkommentiert bleibt... logisch! Auch, dass der darauf folgende Austausch mit emotional geladenen Lauten wie „Neeeeeee, Ne!“, „Also *da* wäre ich auch...“ und „Voll der Arsch, ey!“ geschmückt wird... Ehrensache! Dass das Thema und die damit einhergehende Empörung auch mal drei Stunden zelebriert werden kann... Okey Dokey! Dass das Ganze aber in der vierten Reihe bei einem Konzert im AStA-Wohnzimmer stattfinden muss... Todsünde. Genau genommen wäre ich in diesem Fall auch lieber allein in den Urlaub oder zumindest mit Freunden Saufen gefahren, als mir zwei Wochen lang das beruhigende Rauschen des Meeres durch unendlichen Redefluss und ein an Körperverletzung grenzendes Mitteilungsbedürfnis versauen zu lassen. Blöder Vergleich? Auf keinen Fall! Der Musikliebhaber kann aus harmonischen und liebevoll dargebotenen Livekonzerten durchaus an Energie schöpfen, was Andere in einem kleinen Urlaub tanken. Eher einem Kurzaufenthalt im Lothar Kannenberg-Bootcamp kommt das Ganze aber gleich, wenn Jens Lekmans wundervolle Ballade „Your Arms Around Me“ aus zwei Reihen weiter hinten akkustisch mit Flaschengeklimper und „Prost Aller, gehen we nachher noch schön ins Vamos, Schnecken schecken?“ verziert wird. Da treffen Welten aufeinander und auch der hippieesque Songwriter-Fan darf da mal steife Nackenhaare und eine Halskrause wie Niki Lauda bekommen. „Leute, das ist ein Konzert für Weicheier wie mich, was habt ihr hier zu suchen?“ möchte man die Prolls anschreien, entscheidet sich dann aber für ein schüchternes „Ähm, wenn ihr’s nicht geil findet, habt ihr nicht Lust, euch draußen weiter zu unterhalten? Ich finde die Band nämlich sehr gut und versteh’ kaum was.“ Hat ja bei den beiden hysterischen Mädchen letzte Woche auch funktioniert. Die haben zwar den Rest des Abends eine Hasskappe aufgehabt und ganz offensichtlich über mich gelästert, aber immerhin einen Teil des Konzerts konnte ich genießen. Hatte eh nicht vor, die als beste Freundinnen zu gewinnen. Die zwei Prolls allerdings machen aus der Situation gleich ein Ben-Hur-Wagenrennen. „Die sind doch eh scheiße. Und wenn die mal lauter spielen würden, dann würde man das Gelaber auch nicht so hören!“ Weil das Ganze noch unterstrichen wird mit einem Aggroblick und doppelt so laut wie das vorherige Gequatsche rausgehauen, hält man lieber den Mund und denkt sich seine Argumente. Wenn ihr euch mal den Flyer durchgelesen hättet und nicht nur wegen Astra für einen Euro hier herkommen würdet - das wäre in der Tat auch nicht schlecht. Das ist ein Akkustikkonzert, da haben die Bands meist keine Marshalltürme und vierzigteilige Phil Collins-Drumkits am Start. Könnte man mal ernsthaft drüber nachdenken, dachte ich bisher zumindest. Schließlich muss man ja nicht jedes mal darauf anlegen, dass der eigentlich total verständnisvolle und sensible Musiker, der sich da auf der Bühne emotional offenbart und einiges zu erzählen hat, nach zehn in Grund und Boden geschwätzen Songs und gefühlten zweitausend erst freundlichen, dann schnippigen und irgendwann pissigen Bemühungen um etwas mehr Ruhe im Publikum das Weite sucht und lüneburger Studenten und den ganzen Abend nur noch verflucht. Den Rest des Abends dann gefrustet im Backstageraum sitzt und bloß nicht mehr mit Fans und Veranstaltern kommunizieren will. Das ist für die dreißig interessierten Gäste, die wegen der Musik gekommen sind und nicht, weil der geile Typ aus dem Seminar vom letzten Wochenende da auch hingeht, ein echt hartes Brot. „Tocotronic“ haben es mit einer banalen Textzeile mal gut auf den Punkt gebracht: „Manche Menschen sind, man muss es leider sagen, prinzipiell ja eher schwierig zu ertragen. Doch was soll der Kampf und was soll die Qual? Sie sind ja sowieso in der Überzahl.“ Und weil die Laberköpfe quantitativ einfach überlegen sind, sollten die bemühten Veranstalter in Zukunft einfach alles zehn mal so laut drehen. „Tut mir Leid „Ryland Bouchard“, eine Fender Halbakkustik war leider nicht aufzutreiben. Ich hoffe die Metalaxt und der 12.000-Watt-Verstärker machen’s auch?“ Damit auch beim dezentesten Geigensolo von „Bodi Bill“ noch das letzte Fickerlebnis ins Nachbarohr geschrien werden kann? Damit über den neuen Opel oder Rammsteins neues Album schwadroniert werden kann? Damit sich das ignorante Pack im eigenen Sud dicht sabbeln kann? Statt „Pump up the volume“ und technischer Aufrüstung hätte ich einen ganz einfachen Vorschlag, der von Herzen kommt: „Einfach mal die Fresse halten!“

Mike Witschi

„Was soll der Kampf, was soll die Qual?“ (Illustration: Das Wiesel)

Unendlich viele Zimmer

Freitag
Ich fahre zum Suchtzentrum „Hilberts Hotel“ in Nordhessen. Dazu nehme ich den IC nach Kassel (vier Bier), steige dort in den Nahverkehr nach Wabern um (drei Bier) und nehme schließlich den Keinzug nach Nordhessisch-Frankenberg (drei kleine Kräuterbitter).
Kurz vor Frankenberg frage ich mich, ob ich zu viel getrunken habe. Eigentlich nicht. Studenten trinken. Welche Enten sind mittags schon betrunken? Ha. Haha.
Es gibt keine objektive Grenze, ab wann es als Sucht gilt, etwa: „Ein Bier am Tag“ oder: „Ein Glas Wein“, es ist von Mensch zu Mensch verschieden.
Meine Fahrt und den Aufenthalt bezahlt die Krankenkasse, God bless her. In Hilberts Hotel erwartet mich eine stationäre Intensivtherapie für junge Alkoholiker in frühem Stadium. Ich bin keiner von ihnen, ich bin kein Alkoholiker, kein. Es gibt keine jungen Alkoholiker.
Ich steige an einem Bahnhof aus, der nur zwei Gleise hat. Es ist sehr heiß, die Augustsonne brennt. Mit ungutem Gefühl sehe ich einen gelben Kleinbus auf mich zu fahren. Seitlich trägt er die Aufschrift „Therapie- und Beratungszentrum Hilberts Hotel“. Es steigt ein viel zu motivierter, ganz in weiß gekleideter Mensch aus.
Er wird an mir vorbei gehen, woran sollte er mich schon erkennen?
„Bist Du Kilian? Hey! Ich bin Sven. Ist das Dein Gepäck? Komm, lass uns los, wir haben viel vor!“
Er nimmt meine Tasche und geht energischen Schrittes zum Auto.
Ich fühle mich jetzt schon überfordert. Und will wieder gehen.

Unterwegs hören wir die BeeGees. Als er bei „Never Give up Hope“ auf Endlosschleife stellt, mache ich die Musik leiser und frage: „Woher kommt der Name?“
Sven schaltet das Radio ganz aus: „Es gab halt diesen Philosophen, David Hilbert, korrekter Typ, hat so vor, naja, sagen wir: 100 Jahren gelebt. Nee, vielleicht so 80, denn es gab schon Busse. Egal. Der hat jedenfalls folgendes Gedankenspiel vorgeschlagen: Man soll sich vorstellen, es gäbe irgendwo, vielleicht hier in Nordhessen, vielleicht irgendwo in Deutschland, ein Hotel, oder auch in Australien, es ist eigentlich egal, wo, das Hotel hat jedenfalls unendlich viele Zimmer. In jedem dieser Zimmer ist ein Gast, sie sind alle belegt. Nun kommt noch ein Gast, ein Mann wie Du, er kommt und braucht ein Zimmer. Was sagt der Hotelbesitzer? Ich sag Dir, was er nicht sagt: Er sagt nicht: ‚Wir haben keine Zimmer, sie müssen wieder gehen‘. Stattdessen bittet er unendlich viele Gäste ihren Raum zu wechseln. Also, dass der Gast von Zimmer A nach Zimmer B geht und der von Zimmer B nach Zimmer C und so weiter, dass Zimmer A frei wird. In dem Hotel wechseln also unendlich viele Leute ihre Zimmer, nur damit ein einziger Mensch nicht unter freiem Himmel schlafen muss. Was Hilbert damit sagen will, ist: Wir müssen stets bereit sein das Äußerste, das Äußerste, Kilian, zu leisten, damit es auch nur ein bisschen besser wird.“

Wir halten an einem Gebäude, das wohl mal ein Schloss war und etwas außerhalb Frankenbergs liegt. Schon auf dem Gelände, aber noch weit vom Eingang entfernt, steht ein Gartenhäuschen. Sven führt mich dorthin und sagt:
„Hör zu: Hier ist ein Schuppen, da sollst Du Deinen ganzen Alkohol ‚reintun. Wenn Du gehst, kannst Du ihn wieder mitnehmen. Wenn Du willst. Weder ich noch sonst irgendjemand werden Deine Sachen durchsuchen, solange Du hier bist. Das ist jetzt eine Bitte, kein Befehl. Doch, Kilian, denk daran: Du bekommst aus der Zeit hier nur so viel raus, wie Du bereit bist, ‚reinzustecken, klar?“

Mein Zimmer sieht aus wie das eines mittelguten Hotels und wirkt auf diese Weise beruhigend vertraut. Ich teile es mir mit einem bärenartigen Kerl, der wohl schon länger hier ist. Er sagt nur seinen Namen: „Micha“ und spricht dann kein weiteres Wort mehr.

Nach dem Zimmerbeziehen erwartet mich und die anderen Neuankömmlige eine Kennenlern-Runde mit anschließendem Abendessen. Ich schaue auf den Ablaufplan, lese:
„Teilnahme trägt zur Herstellung der Gruppenidentität bei und ist damit dringend erforderlich.“
Ich weiß sofort, dass ich nicht hingehen werde.

Dafür gehe ich zum ersten Einzelgespräch. Mein Bezugstherapeut Dr. Gachet ist eine etwa 43-jährige, im Laufe der Jahre weise gewordene Eidechse. Er erzählt mir, er sei eigentlich Arzt, Mediziner, und nur zufällig in die Therapeutenrolle hineingerutscht. Wir führen eines von diesen einführenden Gesprächen, in denen lauter falsche Wörter vorkommen: Sucht, Droge, Konsum. So, wie wenn man über ein Buch redet, indem man sagt, welcher prozentuale Anteil der Seiten mit Buchstaben bedeckt ist. Korrekte, aber verfehlte Bezeichnungen. Nichts davon trifft auf mich zu.

Ich lege mich ins Bett zu Hartfaserkissen und Träumen von David Hilbert.
Seine Hotelgeschichte ärgert mich. Typisches Philosophengewäsch. Ein Mathematiker etwa, unter Waffengewalt gezwungen, ein Gleichnis aufzustellen, würde ganz anders argumentieren. Überhaupt braucht mein Leben mehr Zahlen. Ich stehe noch einmal auf, reiße ein Blatt vom Block ab, der auf dem Nachttisch liegt. Streiche den Briefkopf durch und schreibe:
Meine Seele ist in unendlich viele Räume geteilt.
Denke einen Moment nach, höre Michas regelmäßigen Schlafatem zu und setze den Stift dann wieder an:
Glück ist ein bestimmtes Verhältnis von Hormonen im Hirn. Dieser chemische Cocktail wird zu bestimmten Gelegenheiten, zum Beispiel beim Verliebt sein, ausgeschüttet und kann mit Ersatzstoffen, etwa Schokolade, imitiert werden. Sterben wir, so zerfallen die für das Glück zuständigen Verbindungen, wie auch die für sie zuständigen Aufnahmerezeptoren. So stirbt unser Glück mit uns. Gleich, was wir tun, es ist egal.

Samstag
Samstagvormittag findet die erste Gruppentherapie statt. Wir sitzen im Kreis. Mir gegenüber hängt an der Wand ein Bild von Chagall: Ein fliegender Geiger. Ich rede ungern über Alkohol. Sven sitzt auch da, mit ihm sind wir etwa 16 Leute. Er schaut erwartungsvoll in die Runde und sagt:
„Das Wichtigste zuerst: Ich saß auf demselben Stuhl, auf dem ihr gerade sitzt. Ich war auch abhängig. Doch ich habe es geschafft. Geschafft. Und nun helfe ich Anderen. Niemand muss sich für irgendetwas schämen. Das Zweitwichtigste: Dass ihr einseht, dass ihr gegenüber eurem Trinken machtlos seid. Dass ihr aus eigener Kraft nichts machen könnt und Hilfe braucht. Seht ihr das ein?“
Damit schaut er in die Runde. Alle gucken zu Boden oder an die Decke. Sven lässt sich davon nicht irritieren und harrt weiter einer Reaktion unsererseits. Als nach drei Minuten immer noch keiner was gesagt hat, erbarme ich mich:
„Also, das beantwortet jetzt zwar nicht die Frage, aber ich wollte mal sagen, dass ich angefangen habe zu trinken, das heißt: so richtig zu trinken, als ich merkte, dass es mich gut fühlen lässt. Und dann kann man irgendwie nicht mehr aufhören, weil das Gehirn denkt: „Wenn ein Bier mich zufrieden macht, dann machen mich zwei Biere glücklich. Warum soll ich mich anstrengen, um glücklich zu sein, wenn ich hier doch Glück-bei-der-Hand (in Flaschenform) habe? Ich finde das Leben unerträglich. Es ekelt mich. Daher ersetzte bei mir nach und nach das Trinken die anderen Aktivitäten. Weil alles andere mühsamer zu Glück, zu einem bestimmten Cocktail im Hirn führt, als Alkohol.“
Eine unangenehme Stille tritt ein. Ich folge dem Echo meiner Worte.
„Sehr einsichtig, sehr gut“, Sven nickt beifällig, „Danke für den Beitrag, Iljan.“
„Mein Name ist Kilian. Und ich will noch was dazu sagen: Es ist wie ein Zwang, das Trinken. Ich wähle nicht, ich muss trinken. Ich ärgere mich darüber, was ich alles verpasse, weil ich trinke. Was ich in dieser Zeit alles hätte machen können. Ich kann nicht oft genug wiederholen, wie kontrolliert ich sonst bin. Dass ich nur trinke, wenn mich keiner dabei sieht. Dass ich, auch wenn ich gerade in einer Nichttrink-Phase bin, ständig ans Trinken denke.“

Vor dem Mittagessen kippe ich einen Schnaps. 0,2 Liter und schon ist alles viel glatter. Im Zustand der Trunkenheit ist man der Welt näher und ferner. Alles kippt, wenn man betrunken ist: Wird leichter. Mit abgefederten Schritten gehe ich zum Buffet und lade mir den Teller mit Chicken-Nuggets voll. Setze mich zu Micha, auf dessen Teller drei Schnitzel mit Pommes liegen.
„Weißt Du, Micha“, sage ich, er hört mir nicht zu - stört mich nicht, „vielleicht gab uns der Schöpfer diesen Imperativ mit: ‚Sucht!‘ so wir er anderen Tieren ‚Schwimmt!‘ oder ‚Fliegt!‘ mitgab. Nur, dass er uns nicht sagte, wonach wir suchen sollen. Sodass wir immer nur suchen, suchen, gieren.“
Micha hält beim Essen inne, ohne von seinem Teller aufzublicken: „Ich suche nicht in der Sucht, ich sieche.“

Zum zweiten Einzelgespräch mit Dr. Gachet komme ich gefasst, aber betrunken. Er fixiert mich, kaum, dass ich die Türschwelle übertreten habe.
„Ich weiß, dass Sven hier diese Vertrauenspolitik fährt, aber wenn Du noch einmal betrunken in meine Therapiestunde kommst, fliegst Du ganz ’raus. Bei Therapie unter Alkoholeinfluss kann ich mich auch gleich auf den Balkon setzen und den Wolken zuschauen. Es bringt Dir nichts.“
„Herr Gachet, bei jedem Mal, wenn ich an der Droge koste, wirkt sie sofort. Kleine Probe, kleines Glück – man will immer mehr haben. Es ist, als ob in mir ein weiterer Mensch steckte, der in der Zeit des Trinkens für mich handelt, als wäre es nicht ich, der die Zügel hält.“
„Du musst mehr Sport machen, Kilian. Du solltest überhaupt Sport betreiben. Das würde Deinen Körper ablenken.“
„Ablenken kann ich. Was ich nicht kann, ist dazu stehen. Mir gefällt das Wort „Volksdroge“. Ganz als gäbe es etwas, das dem Volkswagen, der Volksmeinung, dem Volksirgendwas entspräche. Gut heimisch. Ich lasse das Wort in mir fliegen, wenn ich trinke: Es gibt noch viel mehr einsame Trinker wie ich einer bin.“
„Kilian, wovon bist Du wirklich abhängig?“

In der Zeit bis zum nächsten Gruppengespräch zappe ich mich durch das Fernsehen und bleibe auf einem Kanal hängen, wo nonstop Countrymusik läuft und die Kamera an endlosen Wildwest-Landschaften entlang läuft. Eine Werbetafel am Straßenrand taucht auf, die Kamera bleibt einige Sekunden darauf stehen. In sandverblichener Schrift steht: „Let’s Start a War. On Drugs.“

Beim nächsten Gruppengespräch geht es um unsere familiären Hintergründe. Wieder sagt niemand etwas. Nur um Svens willen (so glaube ich) sprudelt aus mir:
„Mein Vater war Kettenraucher. Hat richtig viel geraucht. Dann hat er aufgehört. Einfach so. Von einem Tag auf den anderen. ‚Wieso schaffst Du es nicht, Sohn?‘ fragt er mich nun jedes Mal, wenn wir telefonieren, ‚Ich habe es doch schließlich auch hingekriegt‘. Ich würde meinem Vater gerne sagen, dass ich es nicht kann. Dass ich unendlich viel älter bin als er und gleichzeitig nie erwachsen werde.“

Ich komme am Abend vollst in den Ungemeinschaftsraum. Sieht man es mir an? Vielleicht haben sich die Anderen ja auch nicht an die Nichttrinkregel gehalten? Es findet eine kleine Feier statt. Ich unterdrücke den Wunsch, sofort wieder zu gehen, hole mir einen Eistee und stelle mich zu Micha, der ein leeres Glas in der Hand hält. Wir stehen kurz schweigend nebeneinander. Dann sagt er:
„Ich denke dauernd an meinen Wehrdienst, die glücklichste Zeit in meinem Leben. Da gab es klare Regeln, Strukturen in der Zeit, Angebote zum Festhalten. Vor allen Dingen war ich da gesellig im Alleinsein, alleine in Gesellschaft, tief in mir, ganz Außenhülle.“ Er schaut tiefer in sein Glas: „Aber da war es auch, wo ich mit dem Saufen anfing.“
„Du, Micha, ich muss mal kurz weg. Ich halt das gerade nicht aus, hier sind lauter Trinker und ich bin schließlich kein Trinker, kein.“
Beim ‚Rausgehen fällt mir auf, dass ich nicht anzweifle, dass meine Mitpatienten sich genauso fühlen wie ich, dass ich von ihnen lernen könnte.

Ich folge der Straße, die ich am Tag zuvor mit Sven entlang gefahren bin und gelange zum einzigen einkehrbaren Lokal Frankenbergs. Nach einer Weile komme ich dort mit einem etwas verbraucht wirkenden Gazellenwesen ins Gespräch. Als sie sieht, dass ich mein Bier in einem Zug austrinke und dann gleich wieder sehnend zum Tresen schaue, fragt sie:
„Du bist doch im Hilbert, oder?“
„Ja. Äh. Noch. Bald eröffne ich mein eigenes Zentrum: Platons Höhle.“
„Dein eigenes Zentrum?“
„Nein, nein, nicht wirklich.“
„Weißt Du, es kommen oft Leute von euch hier ’runter ins Dorf, immer Kerle, die dann ‚rumscherzen und meinen, sie müssten eigentlich gar nicht dort sein. Doch Du verstehst anscheinend nicht, wie ernsthaft das ist. Wie massiv ernsthaft. Es ist kein Spaß.“
Das zu hören ist mir sehr unangenehm, ich schaue in der Kneipe umher. Dabei fällt mein Blick auf ihre Unterarme, die voller roter Streifen sind.
„Ach“, sage ich.
„Nein“, sagt sie, „das ist nicht, was Du denkst. Ich arbeite in einer Bäckerei. Ich verbrenne mich an den Blechen.“
Ich glaube ihr, glaube ihr nicht. Sauge noch den letzten Tropfen Bier aus meinem Humpen und stelle fest: „Trinken heißt, dass man etwas nicht mehr los wird. Dass man gebrannt ist. Wie: Gebrandmarkt.“

Sonntag
Ich wache davon auf, dass ein Hund an mir schnuppert. Ich liege auf einem Acker, möchte aufstehen, doch Schmerzen nageln meinen Kopf an den Boden. Ich trete aus meinem Körper, lasse ihn aufstehen und zurück zum Zentrum gehen. Dort führe ich ihn bis zu Svens Büro, trete dort erst in ihn und dann ein.
Svens Büro befindet sich im obersten Raum des ehemaligen Schlosses. Es ist ganz in weiß gehalten. Als einzige Wanddekoration hängt ein dunkelrotes Kreuz an der Wand. Er sitzt an seinem Schreibtisch, tippt am Computer und schaut überrascht auf, als er mich sieht.
„Hallo, Kilian. Wir haben Dich gestern vermisst.“
„Ich gehe jetzt, Sven. Ich schaffe das hier nicht.“
„Du bist nicht schwach, nicht schwach.“
„Ich verstehe nicht.“
„Verstehen reicht nicht. Erst wenn Du in der Lage bist zu glauben, daran zu glauben, dass Du Dein Laster überwinden kannst, passiert etwas. Ich war mal wie Du.“
„Du hast es einfach hier. Du bist hart zu dir selbst und milde zu Deinen Mitmenschen. Du verstehst mich nicht, Sven.“
„Kilian, das Einzige, was Dir helfen wird, ist Gemeinschaft.“
„Tschüss, Sven.“
„Geh’ mit Gott“, sagt er und schaut mir direkt in die Augen.
Ich halte seinem Blick stand, fast eine Minute.

Ich packe meine Sachen und beschließe, dass dieser Aufenthalt nicht vollkommen nutzlos gewesen sein soll. Zum xten Mal in diesem Leben entscheide ich aufzuhören. So aufzuhören, wie mein Vater mit dem Rauchen aufgehört hat. Let‘s start a war. Das letzte Glas trank ich gestern, in der Nacht von Samstag, dem siebten August auf Sonntag, den achten August. Ich fahre ab und nehme den Spätsommer mit.

Was beim Fahren ein bisschen an mir kratzt: Das Alleinsein. Ich fuhr allein in den Süden und fahre jetzt allein mit dem Nichttrinken, so wie ich vorher einsamer wurde mit jedem Schluck: In echt. Auf der Höhe von Göttingen frage ich mich, ob ich die Fahrtkosten, die mir ausgelegt wurden, zurückzah-

len muss. Außerdem fällt mir auf, dass ich gleich durchdrehe, wenn ich nicht was trinke. Muss auch nicht viel sein.

Dass Trockensein auf Entzug sein ist, für immer.
Dass das Schaffen vielleicht nicht vom eigenen Willen abhängt.
Dass es vielleicht Fehler gibt, die man nicht selbst lösen kann.
Hindernisse, die, obwohl selbst errichtet, alleine nicht zu überspringen sind.
Mir hat mal ein Arzt, der selbst Alkoholiker war, gesagt, dass es jedes Mal, wenn man aufhört, schwieriger wird. Weil das Selbst lernt, was es heißt, auf Entzug zu sein und dann mit aller Kraft versucht, eine Wiederholung zu vermeiden.

Viel später im Zug denke ich: Trinken heißt, langsam zu sterben. Wir sterben eh. Ich bin fast da. Treuer, guter IC. Uelzen bei Nacht, wird Lüneburg, bei Nacht, wird Winsen, bei Nacht, wird Harburg. Steige aus. Nur noch eine Haltestelle bis nach Hause, aber länger schaffe ich es einfach nicht. Ich gehe zu einer Bar, die ich hier kenne, nahe dem Bahnhof. Stehe davor, werde ich ‚reingehen? Ein Glas, komm schon, die innere Stimme wieder, meine Hände, was ich sehe, die Lider, Lachen, Lachen, Hemingway.
Vielleicht so zu sterben, wie ich trinke: Verschwinden.
Sucht essen Seele auf. Auf. Auf.
Unendlich viele Zimmer. Unendlich viele neue Gäste.
Vielleicht fange ich mit Sport an. Warum nicht.

Martin Gierczak

Nachrufe auf Walter Uka

» Ein ganz besonderer Dozent, bei dem Studenten und Kollegen im Mittelpunkt standen, die sich hier erinnern.

Wenn die früheren Dozenten, bei denen man Lehrveranstaltungen besucht, Arbeiten geschrieben und Prüfungen absolviert hat, zu Kollegen werden, ist das wohl für beide Seiten ein etwas irritierender Vorgang. Bei Walter Uka aber wollte sich diese Irritation partout nicht einstellen. Es muss wohl an seiner Integrität als Person gelegen haben, dass er beide Rollen – die als Kollege wie die als Lehrer – ausfüllen konnte, ohne dass jenseits von Äußerlichkeiten ein Bruch erkennbar geworden wäre. So wie er als Dozent bequem auf jede eitle Rhetorik verzichten konnte, brauchte auch das kollegiale Verhältnis keine demonstrativen Gesten. Konstant blieben seine ausgesprochene Aufgeschlossenheit gegenüber den Themen, die uns gerade beschäftigten, und seine ungewöhnliche Fähigkeit, in diesen Fragen ein ebenso geduldiger Zuhörer wie ein inspirierender Erzähler zu sein. Er teilte sein Wissen gerne mit anderen, nahm aber seine Gesprächspartner immer ernst und war neugierig gegenüber dem, was sie zu sagen hatten (von Prüfungssituationen, in denen er auch ungeduldig werden konnte, einmal abgesehen). Außerhalb der Nestwärme seines Medienzentrums blieb dabei für uns jüngere S&K-Kollegen immer eine letzte Distanz, die nicht ohne Herzlichkeit war, sich aber wie selbstverständlich aus der natürlichen Autorität ergab, die seine ganze Person qua Erfahrung und Kompetenz auszeichnete. Walter Uka war jemand, zu dem man als Studierender wie als Kollege gerne aufschaute, ohne jemals das Gefühl zu haben, dass er auf einen herabblicken würde.
Dies festzustellen bedeutet zugleich, sich in Erinnerung zu rufen, dass Eitelkeit ja fast eine ›déformation professionelle‹ im akademischen Betrieb ist. Dass Walter Uka hier eine der ganz seltenen Ausnahmen war, kann allen, die ihn kannten, als ein Beispiel dienen, dessen sich zu erinnern zumindest hin und wieder lohnt.
Am Ende musste Walter Uka seinen Beitrag für ein gemeinsames Publikationsprojekt zur deutsch-jüdischen Film- und Literaturgeschichte absagen. Es war offenkundig, wie schwer ihm das gefallen ist, wie sehr er sich bis zum Schluss gegen die Krankheit gestemmt hat, indem er gearbeitet hat, wann immer sein Körper dies zuließ. Stets freundlich, seinen wirklichen Zustand fast ignorierend, blieb er weiterhin Rat- und Ideengeber, mit dem zu sprechen immer eine Freude war.
Den Mitgliedern dieser Universität bleibt die Erinnerung an einen langjährigen und freundlichen, zugleich auch politisch entschiedenen Mitstreiter. Der enorme Zuspruch zu seiner Trauerfeier war beredtes Zeugnis dafür, welchen Verlust sein Tod darstellt. Der Leuphana bleiben darüber hinaus aber auch materielle Bestände, etwa die kleine, aber feine Judaica Abteilung der Bibliothek, vor allem aber das gigantische Film- und Fernseharchiv, das Walter Uka mit aufgebaut und akribisch gepflegt hat. Dieses Archiv sucht nicht nur im norddeutschen Raum seinesgleichen und ist ein Schatz, dessen Wert für Forschung und Lehre gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Es nach Walter Uka zu benennen, wäre eine Geste, die seinem Andenken einen symbolischen Ort geben und zugleich die Bedeutung des Archivs für die Leuphana herausstreichen würde. Denn dass die Lüneburger Bestände nicht einfach verwaltet werden und verstauben, sondern dass weiterhin mit ihnen filmwissenschaftlich gearbeitet wird, wäre ganz sicher im Sinne Walter Ukas.

Torben Fischer & Matthias N. Lorenz

Es wurde hell

„[…] warum bin ich hier
und warum nicht dort?
Wann begann die Zeit?
Und wo endet der Raum?
Ist das Leben unter der Sonne nicht bloß ein Traum?
Ist was ich sehe und höre und rieche
nicht bloß ein Schein einer Welt –
vor einer Welt? […]“

Bruno Ganz als Engel Damiel in „Der Himmel über Berlin“ von Wim Wenders 1986/1987

Wem das Glück zu Teil werden durfte, Walter Uka als Dozenten kennen und schätzen zu lernen, dem mögen diese Zeilen aus dem Film „Der Himmel über Berlin“ bekannt sein. Denn wer Student bei ihm war, hatte vor allem das Privileg, sich von seinem Filmenthusiasmus begeistern zu lassen.
Gemeinsam mit bis zu 50 anderen KommilitonInnen verfolgte ich jeden Dienstag im Semester das bewegte Bild auf der Leinwand und war immer wieder begeistert davon, wie Walter Uka es schaffte, dass sich Filmneulinge und ausgesprochene Cineasten einander bereichern konnten.
Ich bewunderte die stets unprätentiöse Art und Weise Walter Ukas, zu lehren und alle Studierenden gleichermaßen zu unterstützen. Ein Grund, warum wohl kein anderer Dozent an der Universität so viele Prüfungen betreute. Walter Uka gab einem das Gefühl, nicht nur einer unter vielen seiner Studierenden zu sein, sondern dass die eigene Hausarbeit, mündliche Prüfung oder Magisterarbeit das wohl Interessanteste war, mit dem er sich zu dem Zeitpunkt beschäftigte. Ihm waren die Wünsche und Bedürfnisse von uns Studierenden jederzeit wichtiger als die Verwirklichung seiner eigenen wissenschaftlichen Karriere. Walter Uka zeigte mir und meinen KommilitonInnen, dass wissenschaftliche Kompetenz keine Frage des akademischen Titels ist, sondern der Leidenschaft, des Enthusiasmus und des Engagements, mit denen das fachliche Wissen vermittelt wird. Deshalb war Walter Uka einer der kompetentesten Lehrenden, die ich in der Zeit als Student kennenlernen durfte.
„Der Film lebt so lange, wie es im Kino dunkel ist“ konstatierte vor langer Zeit Samuel Goldwyn. Das Kino der Lüneburger Studierenden ist mit dem Tod Walter Ukas spürbar heller geworden.

Ein Student Walter Ukas

Herausgeber:
Univativ – Das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:
Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg
E-Mail: univativ@leuphana.de
Internet: www.uni-lueneburg.de/univativ

Redaktionsleitung:
Fabienne Erbacher, Susanna Andrick

Geschäftsführung und Anzeigen:
Martin Gierczak, Fabienne Erbacher

Layout / Produktion:
www.damx.de / www.rimi-grafik.de

Titelgestaltung:
Annabelle Dorn

Mitarbeiter dieser Ausgabe: Fabienne Erbacher, Susanna Andrick, Martin Gierczak, Christina Hülsmann, Lisa Otto, Sophie Susel, Sebastian Heilmann, Julia Strube, Mirja Hammer, Elfi Lindenau, Lillian Siewert, Katrin Motta, Jan Oehlmann, Maryann Henck, Mike Witschi

Schlussredaktion:
Christina Hülsmann, Lisa Otto, Sophie Susel, Fabienne Erbacher, Susanna Andrick, Martin Gierczak

Wir danken:
Ann-Marlene Henning, Olaf Engelmann, Manuel Rimarzik, Lars Niggemeyer, Anne Hansen, Martin Gierczak, Larissa Loose, Fides Brückner, A.U., Nele Uhl, Torben Fischer, Matthias N. Lorenz, Susanne Uhlen

Redaktionssitzungen:
Nach Bedarf mittwochs,
Infos unter univativ@leuphana.de

Erscheinungsweise:
vier Mal jährlich, Auflage: 2500

Die UNIVATIV-Ausgabe 60 erscheint Mitte-Ende Dezember

Für unverlangt eingesandte Fotos und Manuskripte wird keine Haftung übernommen.
Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen von Leserzuschriften vor.

Univativ

Das einzig freie Blatt auf dem Campus!
Nur hier erfährst Du was wirklich passiert.

Du kannst Dich einbringen!

» *Als RedakteurIn* – schreib über die brisante Entdeckung, die Du gemacht hast oder einen großen Schwindel! Veröffentliche eine Kurzgeschichte oder einen gut recherchieren Bericht!
» *Als LayouterIn* – lass Deiner kreativen Neigung freien Lauf und entwirf' das Design der Univativ!
» *Als GeschäftsführerIn* – übe Dein finanzielles Geschick mit unserem Geld!

Was Du davon hast?

» Einsicht in journalistisches Arbeiten von Anfang bis Ende
» Eigenverantwortliches Arbeiten im Team
» Ein weithin hörbares Forum für Deine Stimme – die Univativ hat eine Auflage von 2500 Stück
» Lebenslauf-Punkte

Reich und berühmt durch die Arbeit bei der Univativ???
Ja.
Join the team.

Schreib an *univativ@leuphana.de*